



46. Jahrgang.

Deutsches 19. Heft. Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

## Der Friesenpastor.

Kriminalroman

von

Dietrich Eheden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Bahnhof in Tondern war in aller Eile bekränzt worden. Das bevorstehende Weihnachtsfest hatte Wagenladungen von Tannen nach Tondern veranlaßt, und die Bäume fanden auch zu einem Willkommen für den heimkehrenden Geistlichen Abzagh. Viele der angesehensten Bürger der Stadt flaggten. Auf dem Perron, in den Wartezimmern, in den Gängen des Stationsgebäudes und vor dem Bahnhof herrschte ein Treiben, als gelte es, einen Fürsten zu empfangen.

„Er kommt! Er kommt!“ tönten halblaute Rufe, als im Abenddunkel die feurigen Augen der Lokomotive fern in Sicht kamen. Dann trat tiefes, erwartungsvolles Schweigen ein.

Niels Johannsen hielt auf der kurzen Fahrt sein Kind umfassen, und während Helge dem Vater und dem Verlobten innig und glücklich zulächelte, murmelte der Erlöste immer wieder leise vor sich hin: „Heimwärts! Heimwärts!“ und stellte immer neue Fragen nach Holby, nach Dutve Aren, nach Ingwers, nach dem Schmiede, nach Rissen, Sörensen, Frau Owe — nach allen Freunden und allen Gliedern der Gemeinde. Ernst Dürhus gab Antwort auf alle Fragen, und der Pastor lächelte und sann vor sich hin und begann immer von neuem. Sein ganzes Denken wurzelte wieder daheim, bei den Seinen, bei den Pflichten, Sorgen, Freuden seines Amtes, und ein hehres Geloben schwellte ihm die Brust.

Die Menschenmenge auf dem Bahnhof in Tondern bewahrte bei der Einfahrt des Zuges ihr Schweigen, bis sie das Coupé des Geistlichen entdeckt hatte. Ein brausender Jubel aber umfing ihn, als Johannsen, die dargebotene Hand des jungen Anwalts ablehnend, dem Wagen entstieg und hochaufgerichtet, wie in alten Tagen, entblößten Hauptes nickte und grüßte. „Hurra Johannsen!“ scholl es wirt. „Hoch Dürhus! Hoch die Braut! Willkommen, tausendmal willkommen!“ Helge stürzten die Thränen über die Wangen, als sie die festliche Ausschmückung des Perrons gewahrte, und Johannsen verharrte sekundenlang andächtig vor der umkränzten Inschrift über dem Ausgang: „Gott segne dich allervorgen!“ Sein Blick umflorte sich doch, und er mußte die Hand über die Augen führen, die verschleiern den Thränen zu zerdrücken.

Der Stationsvorsteher und einige andre Bahnbeamte gingen vor dem Pastor her und suchten ihm den Weg zu bahnen. Sie mußten, um zu dem harrenden Wagen zu gelangen, die Menge mit sanfter Gewalt zurückdrängen. Der Wagen war von dem Landrat geschickt worden. Er nahm den Pastor, die junge Braut und die Eltern Dürhus auf, während der Anwalt zu Fuß nach der kaum eine Viertelstunde entfernten Wohnung vorauseilte. Wo das Gefährt in Sicht kam, drängten die Leute aus den Häusern und erneuerten die freudig laute Begrüßung.

Der Landrat, der Apotheker, die Geistlichen von

Mastr. Welt. 1898. 19.

## Lenzbille.

Alles pflögt du nun zu ordnen  
In dem Weltenbangehaste,  
Und ins Herz der Matigewordenen  
Siebst du, Frühling, neue Kräfte.  
Hängst an jedes Bäumchen wieder  
Jünger Blätter seidne Fransen,  
Lehrst den Vogel alte Lieder,  
Machst im Wind die Wolken tanzen.

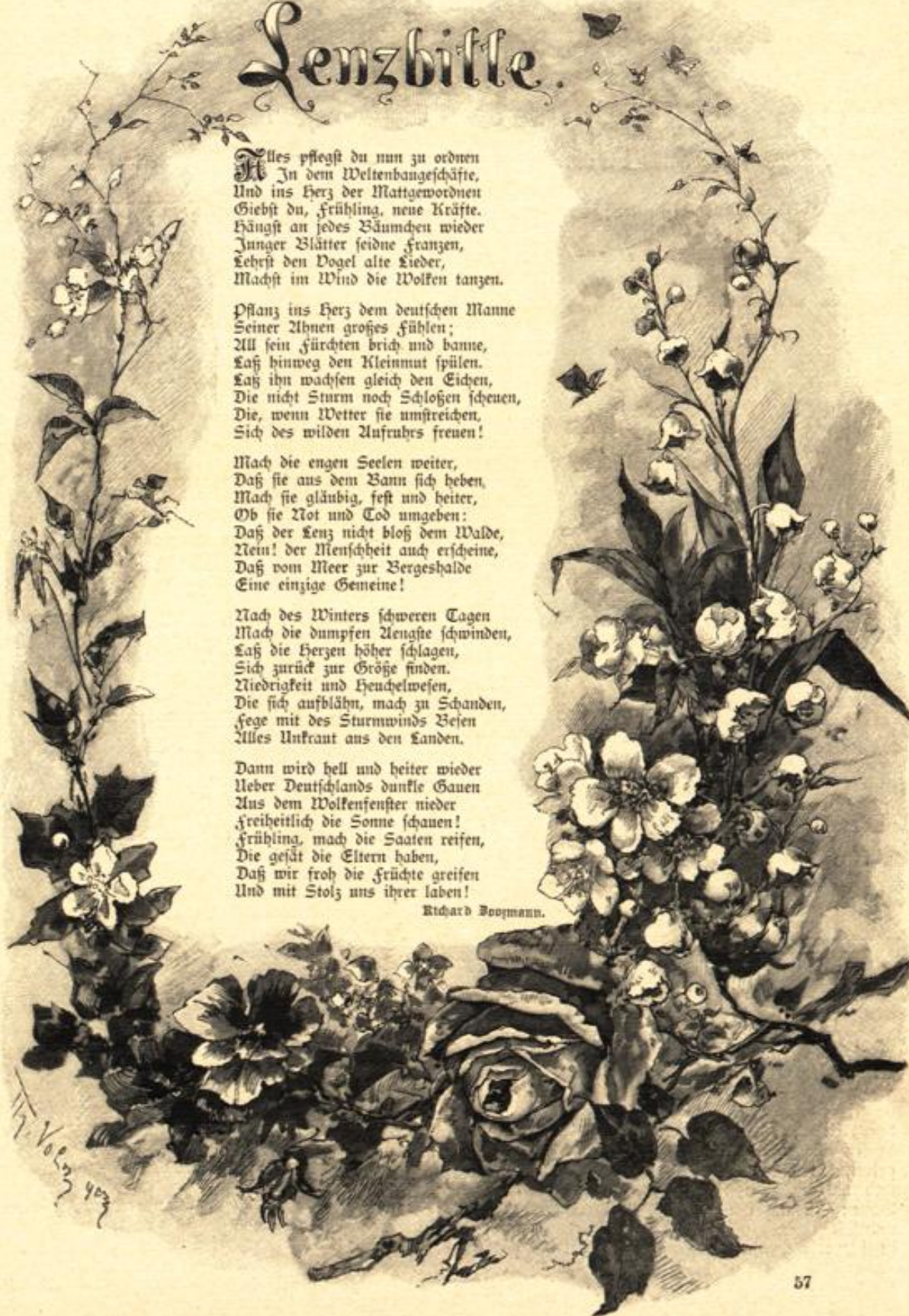
Pflanz ins Herz dem deutschen Manne  
Seiner Ahnen großes Fühlen;  
All sein Furchten brich und banne,  
Laß hinweg den Kleinmut spülen.  
Laß ihn wachsen gleich den Eichen,  
Die nicht Sturm noch Schloßen scheuen,  
Die, wenn Wetter sie umstreichen,  
Sich des wilden Aufruhrs freuen!

Mach die engen Seelen weiter,  
Daß sie aus dem Bann sich heben,  
Mach sie gläubig, fest und heiter,  
Ob sie Not und Tod umgeben:  
Daß der Lenz nicht bloß dem Walde,  
Nein! der Menschheit auch erscheine,  
Daß vom Meer zur Bergeshalde  
Eine einzige Gemeinde!

Nach des Winters schweren Tagen  
Mach die dumpfen Aengste schwinden,  
Laß die Herzen höher schlagen,  
Sich zurück zur Größe finden.  
Niedrigkeit und Heuchelwesen,  
Die sich aufblähen, mach zu Schanden,  
Sege mit des Sturmwindes Wehen  
Alles Unkraut aus den Lenden.

Dann wird hell und heiter wieder  
Ueber Deutschlands dunkle Gauen  
Aus dem Wolkensfenster nieder  
Freiwillig die Sonne schauen!  
Frühling, mach die Saaten reifen,  
Die gesät die Eltern haben,  
Daß wir froh die Früchte greifen  
Und mit Stolz uns ihrer laben!

Richard Boegmann.



Tondern und einigen nahen Ortschaften hatten sich im Hause Dürhus eingefunden; der Amtsrichter und andre gesellten sich hinzu, als der Wagen vorgefahren war und Johannsen die lichtdurchfluteten Räume betreten hatte.

„Ich bin tausendfach entschädigt für alles, was ich zu dulden hatte!“ rief der Pastor tiefergriffen, schüttelte jedem die Hände und nickte jedem dankbar zu. Bis nach Mitternacht war das Dürhushaus umlagert, und wiederholt mußte Johannsen hinaus-treten, um für die ihm dargebrachten Kundgebungen wortlos oder mit kurzem, freudigem Zuruf zu danken.

Als endlich auf der Straße Stille eintrat, als auch die letzten Gäste sich entfernt hatten und der Pastor mit dem engen Kreise der Seinen allein war, fand er für den herzbewegenden Empfang die bescheidene Deutung: „Es liegt — gottlob! — ein ungesunder Kern in unserm Volke, der hoffnungsvoll und zuversichtlich stimmt. Vergangenes Unrecht wird von jedem mitgeföhlt, jeder hat den selbstlosen, ehren-den Drang, an seinem Teile gut zu machen, und die Äußerungen der Freude sind ungezwungen und echt, ein Ausdruck des ehrlichen, geraden Empfindens der unangekränkelten Volksseele. Ich bin glücklich, über-glücklich, daß ich inmitten dieses herrlichen Menschen-schlaes noch weiter wirken darf.“

Die Seinen drängten den Geistlichen zur Ruhe, und er gab ihren Wünschen nach. Er zog sich zurück und schlief gegen Erwarten traumlos bis zum sonnigen Morgen. Um die zehnte Stunde fuhren die Wagen von Martward, Ingwers und Rissen vor, und Niels Johannsen mahnte zum Aufbruch. Es litt ihn nicht länger fern von der engen Heimat, er verlangte nach dem Meeresrauschen, nach dem altersgrauen Gottes-hause und nach den altvertrauten Menschen. Propst Emker fuhr mit hinaus und nahm neben dem Amts-bruder im ersten Wagen Platz; im zweiten folgte das Brautpaar, im dritten Dürhus' Eltern.

Die Begräbung vom Abend vorher wiederholte sich in allen Dörfern. Schon von fern aber erkannte Jo-hannsen die Ansammlung der Gemeindeglieder an der Grenze von Holby, und mit Erstaunen gewahrte er eine hochragende, fahnen geschmückte Ehrenpforte. In der baumarmen Marsch waren die Weihnachtsbäume herbeigebracht und für den schnell improvisierten Bau verwendet worden. Die grünen Zweige hoben sich dunkel von der leuchtenden Schneedecke ringsum ab, die Fahnen flatterten im leichten, von der Küste land-wärts wehenden Winde und belebten den starken Kontrast zwischen Weiß und Grün mit neuen, leuchten-den Farben.

Die Hute und Mützen der Männer wurden be-dächtig abgenommen, noch lange ehe der Wagen Jo-hannsens unter dem duftenden Tannengrün anhielt. Aber ganz im Gegensatz zu den lauten Freuden-äußerungen in Tondern und den Holby benachbarten Ortschaften, war der Empfang an der Gemarkung der Gemeinde ein stiller. Die Kinder hielten sich schüchtern zu den Eltern, die Frauen und Männer standen in bedrücktem Schweigen, den großen, thränenverdüsterten Blick fragend auf den gealterten Mann gerichtet, der schon von weitem gewinkt hatte und beim Halten erschüttert dem Wagen entstieg, um jedem einzelnen, groß und klein, die Hand zu geben. Der Schmied Vührs brachte kein Wort über die Lippen, er um-klammerte nur mit den berben Fäusten die Rechte des Pastors und drückte sie krampfhaft. Duwe Ingwers umarmte den Geistlichen. Zu sprechen vermochte auch sie nicht. Im ersten Augenblick war Johannsen nicht einmal verwundert, sie gesund und blühend vor sich zu sehen, kam ihm nicht einmal zum Bewußtsein, wie die Arme einst gelitten und wie er sie verlassen hatte. Erst als er den jungen Arzt an ihrer Seite gewahrte, dämmerte die Erinnerung in ihm auf, und er wandte sich nochmals zu Duwe, hielt lange ihre Hände umfaßt und suchte glücklich in ihren klaren Augen zu lesen.

„Mein Verlobter,“ stammelte das junge Weib endlich und wies mit dem strahlenden Blicke auf den stattlichen Mann, der sie aufs neue dem Leben und dem Glücke zurückgegeben.

Propst Emker nahm das Wort zu einer Ansprache, und alle lauschten lautlos.

„Männer und Frauen von Holby,“ begann er und die Bewegung klang aus seiner Stimme; „der Mann, den ich wieder in Ihre Mitte führe, ist monatelang fern gewesen von Ihnen und hat ein Leid getragen, das ihm die Haare zu bleichen, aber nicht das Ver-trauen auf den gütigen und gerechten Gott und die von ihm selbst unter dem Schutze des Allmächtigen zum Guten geleiteten Menschen zu brechen vermochte. Er ist fern gewesen, und er kehrt wieder zu Ihnen, der Alte, Treue, in Ehren allezeit Bewährte. So denken Sie nicht mehr dessen, was Sie vor Monaten getrennt hat; freuen Sie sich seiner Heimkehr, ehren und halten Sie ihn mit alter, unerschütterter Liebe. Bauen Sie auf ihn als den Fels der Ehrenhaftigkeit und Wahrheit, als den vor andern ausgewählten und in schwerer Prüfung bestandenen Diener des höchsten

Gottes, in dessen Herzen kein Falsch und kein Fehl Platz hat, der die Lauterkeit selbst gewesen ist von Beginn seines gesegneten Wirkens an und der nie den rechten Weg verfehlen wird, solange ihn der Herr und Gott gnädig uns lassen will. Ihre Mienen sagen deutlicher, als Worte vermöchten, daß der Jubel in Ihren Herzen nur zurückgebrängt und stumm gemacht wird durch die Trauer über die Spuren des Leides in dem Aeußeren des verehrten Mannes; aber das Prangen des Leides, Jugend, Kraft und Schönheit sind irdisch und vergänglich, und Wert und Wirken des Menschen wurzeln nicht in ihnen, sondern tief innen im Leben der Seele. Im Innern unverändert steht der Seelsorger vor Ihnen, wie Sie aus seinem Schaffen und Sorgen ihn kennen seit Jahrzehnten, und wenn das Wort der Freude nicht im Jubelrufe über Ihre Lippen will, so lassen Sie es ausströmen in Gebet und Gesang im stillen Gotteshause. Die Glocken sollen die Ehre Gottes künden und Sie herbei-rufen zu dankender Andacht, wenn Niels Johannsen in sein Heim wieder einzieht; so folgen Sie dem Rufen und Loden vom Turme und geloben Sie alte Treue dem alten Freunde.“

Niels Johannsen konnte sich nicht entschließen, den Wagen wieder zu besteigen und allein, abgefordert von den Menschen, denen sein Sehnen gegolten hatte, voranzufahren. Zu Fuß trat er den Weg an, umgeben und gefolgt von der treuen Gemeinde. Auch das Brautpaar und die Eltern des jungen Anwaltes verließen die Wagen und gingen, von Doktor Jessen und Duwe geleitet, glücklich plaudernd nach. Eine er-hebende Feier in der bekränzten Kirche wehte und befreite zugleich die Stimmung, und unter dem nun auch laut hervorbringenden Freudenausbruch der Hol-byer zog Johannsen ins Pfarrhaus wieder ein.

Der greise Propst Emker blieb gleich andern als Gast. Küche und Keller waren von der sorgenden Gemeinde fast überfüllt worden. Bei frohem Mahle wich auch der letzte Schatten, und das alte Glück lebte wieder auf im Pastorheim von Holby.

„Selge, Ernst!“ wandte sich Niels Johannsen an seine Kinder, „wenn am ersten Feiertage des neuen Jahres die Gemeinde versammelt ist, will ich an der geweihten Stätte eure Hände ineinander legen und euch segnen!“

Doktor Jessen erhob sich rasch.

„Und noch zwei Glückliche, Herr Pastor: Duwe und mich!“

#### Fünfundzwanzigtes Kapitel.

Noch einmal mußte Niels Johannsen den Schwur-gerichtsfaal des Landgerichts in Flensburg betreten, als den ersten Platz auf der Angeklagtenbank neben dem mitschuldigen Bruder Peter der Großbauer Dierk Skagen einnahm. Die feierliche Verhandlung wirkte auch diesmal ergreifend auf den Pastor, und in seinem Herzen quoll heißes Mitleid mit den beiden An-geklagten auf.

Unter den Zuschauern waren auch diesmal die markigen Gestalten der Nordfriesen in großer Zahl vertreten, und neben den Zeugen aus dem Prozeß gegen Johannsen war eine jugendliche, schlankte Frau erschienen, die ruhig und sicher vortrat, als der Prä-sident den Namen: „Frau Doktor Duwe Jessen, geborene Ingwers“ aufrief.

Sie wurde über ihre Beobachtungen in der Sturm-nacht befragt, und ihre klaren und bestimmten Aus-sagen ließen zum erstenmal den Bauern Dierk Skagen erkennen, daß sein Thun in der verhängnisvollen Nacht tatsächlich einen Zeugen gehabt hatte und zugleich, wer durch eine göttliche Fügung dieser Zeuge ge-wesen war.

„Herr von Bach,“ wandte sich der Präsident nach der Vernehmung Duwes an diesen; „erinnern Sie sich, ob die Befundungen der Zeugin von heute sich mit denen decken, die Ihnen seinerzeit für Ihre Nachforschungen zuerst die bestimmte Richtung gaben?“

„Sie decken sich.“

„Lauchte damals der Gedanke in Ihnen auf, daß es sich um ein von der Krankheit der Zeugin beein-flusstes Phantasiegebilde handeln könne?“

„Ich hatte die Empfindung, daß die Zeugin trotz ihrer Krankheit einen tatsächlichen Vorgang richtig er-faßt hatte und nur eben ihres leidenden Zustandes wegen die volle Klarheit nicht sofort zu gewinnen vermochte. Je weiter später ihre Gesundheit fortschritt, um so sicherer war sie im stande, die Thaten einer erregten Phantasie als solche zu erkennen und aus dem durch diese nur vorübergehend verschwommenen Bilde den Kern, die nackte Thatfache, herauszuschälen.“

„Angeklagter Dierk Skagen, der Tote war ein Schiffbrüchiger?“

„Ja.“

„Kein von Ihnen Ermordeter?“

„Nein.“

„Als die Wogen ihn ans Land trugen, zeigte er keine Spur von Leben mehr?“

„Nein.“

„Haben Sie Ihren Bruder von dem Zwecke unter-richtet, den Sie mit der heimlichen Bestattung des heimatlosen Toten im Pastorgarten verfolgten?“

„Er sollte sich gleich mir an dem Pastor rächen und ging auf meinen Vorschlag ein.“

Spät abends war die Zeugenvernehmung zu Ende. Johannsen bat um das Wort, und der Vorsitzende gewährte es ihm.

„Herr Präsident — Johannsens Stimme bebte —, „eine Sturmnacht an der See ist anders als im Lande. Sie vereint mit dem Aufruhr in den Lüften das Toben des bis zum Grunde aufgewühlten Meeres und gestaltet sich doppelt schreckensvoll. Sie trägt Wogen, Schauern, Furchen, Kengstigen in die festeste Mannes-brust, und sie vermag es wohl, den Aufruhr im Menschen, die Verwirrung in solchem Maße zu steigern, daß aus irren Vorsätzen in Sekunden die That, das Verderben, der Tod erwächst. Nacht war es um die Brüder, Nacht in ihnen; über ihren Köpfen heulte der Sturm, zu ihren Füßen brauseten und schäumten die entfesselten Wogen, in ihren Herzen glühte und wühlte der Haß. Sie ließen sich hinreißen von den grauen Gewalten um und in sich; ihr besseres Ich, ihr Be-wußtsein, ihr Denken war betäubt — sie waren nicht verantwortlich, sie verdienen Schonung und Milde, und wie ich ihnen verziehen habe, so bitte ich für sie. Nicht die volle Strenge des Gesetzes! Wägen Sie, mildern Sie, bemessen Sie nach dem Schuldig ein Maß der Strafe, das für die Verirrten die höhere Sühne aus eigener Kraft nicht in trostlos verschwimmende Ferne rückt! Lassen Sie den Stern der Freiheit ihrem Hoffen leuchten, nicht endlose Finsternis das Wünschen nach Leben und Sühnen begraben. Ich habe selbst gelitten; ich vergebe es und bitte freudig!“

In manchem der Zuschauer glomm eine Regung zu Gunsten der Angeklagten auf; aber die weichere Stimmung verflüchtigte sich rasch, als der Staats-anwalt mit gewohnter Schärfe die Schuld der An-geklagten wirkungsvoll beleuchtete.

„Den Fall des Pastors Niels Johannsen,“ begann er und sprach ohne Unterbrechung zu Ende, „oder wie die Zeitungen zu umschreiben belieben: das Drama des Friesenpastors, werde ich nie vergessen. Ich habe wohl zuweilen, wenn die Parteien um ein Gesetz zur Entschädigung unschuldig Verurteilter sich stritten, die Achsel gezuckt und solche Verurteilungen in vergangene Zeiten verlegt; ich habe mich sicher geglaubt, daß mir selbst ein solcher Irrtum nicht würde unterlaufen. Aber irren ist menschlich — ich habe es erfahren. Als ich vor Monaten von dieser Stelle im ersten Teile des Prozesses gegen den damaligen Angeklagten das Schuldig beantragte, that ich es wahrlich aus ehrlicher Ueberzeugung — ich muß heute erklären, daß die Justiz fehlgegriffen, daß sie den Unrechten, den Schuld-losen gerichtet hat. Ich spreche zugleich aus, daß ich mich keines Falles erinnere, in welchem die Justiz so verbrecherisch und erfolgreich irreführend worden wäre wie in dem, der eben hier seinen Abschluß finden soll.“

„Ich gedenke der früheren Rede des Herrn Pastor Johannsen, die in dem Schuldbekenntnis ihren Aus-gang und Höhepunkt fand, und ich kann den Vorwurf nicht zurückhalten, daß sie zur Klärung der Situation nicht beigetragen hat. Aber eins lag in ihr, das mich jetzt wunderbar anmutet: die große, glänzende Ehrung der Männer, die den Freund nicht retten konnten, die ihn im Widerspruch mit ihren innersten Empfindungen, aber in nicht wankendem Festhalten an der Wahrheit schwer belasteten mußten und ergreifend durch ein ans Heroische grenzendes Vertrauen gelohnt wurden. Es ist eine Lichtseite an dem Prozesse, daß er den Blick auf einen kleinen, aber ernsten und wertvollen Volks-stamm gelenkt hat, in dem Treu und Festigkeit im Denken und Thun noch unerschütterter hoch gehalten werden!“

„Leider, es giebt nichts, das in allem vollkommen wäre. Die kleine Gemeinde an der Nordsee war es auch nicht; das fern der Straße gelegene Holby barg neben dem Groß gediegener, tüchtiger Menschen zwei Auswüchse von überraschender Verworfenheit. . . Mir ist sie tatsächlich überraschend; mir ist es ein unlös-bares Rätsel, wie aus einem ehrenwerten, grundrecht-schaffenen Geschlecht zwei Sprossen hervorgehen konnten, von denen alle Tugenden der Vorfahren wie mit einem Schläge abgestreift scheinen. . . Ich suche selbst die spärlichste Erklärung vergebens; ich muß mich einfach damit begnügen, mit der feststehenden Thatfache zu rechnen. Meine Herren Geschworenen, grübeln auch Sie der psychologischen Entwirrung nicht weiter nach; lassen Sie dunkel, was zu lichten auch nicht unsre Aufgabe ist; helfen Sie allein die verbrecherischen Thata fähnen, die erschreckend deutlich zu Tage liegen.“

„Zwischen den beiden Angeklagten ist zu unter-scheiden: der Anstifter und Thäter ist der eine, der Helfer der andre. Aber ein andres abweichendes Merkmal ist auch nicht vorhanden, keines insbesondere, das die Schuld nach einer Seite hin noch aus einem andern Grunde verringern könnte, als dem der ver-schiedenartigen Thatbeteiligung. Ich weise es energisch

von der Hand, den angeklagten Helfer als urteilsunfähig hinzustellen; er ist kein Licht; er mag beschränkt, er mag das sein, was man geradezu als dumm bezeichnet; aber er ist durchaus nicht blöde, ganz und gar nicht unzurechnungsfähig. Seine Lebensweise in New York war thöricht; er verstand mit dem Gelde nicht umzugehen, er hatte nicht den Willen, sein Können einzusetzen, um seinen Lebensunterhalt sich selbst zu erwerben — er vergendete, er schmarrte, er erwies sich als gefinnungsloser, sittlich verwahrloster Mensch; aber sein zielbewusstes Vorgehen zur Erlangung immer neuer Mittel, seine erfolgreichen Erpressungen an dem schuldigen Bruder bewiesen diejenige Gesundheit seines Geisteszustandes, die ihn für sein Handeln im gesellschaftlichen Sinne verantwortlich macht. Es liegt mir daran, dies hervorzuheben, damit nicht der im ersten Teil des Prozesses vielleicht gewonnene Eindruck einer Geistesstörung des Helfers haften bleibe und das Walten der strafenden Gerechtigkeit hindere.

Der Hauptangeklagte, der weder durch Erbschaft des Blutes belastet noch durch Verführung irregeleitet worden, ist der Verbrecher aus sich selbst. Er war reich; keine äußere Veranlassung, nicht die Armut, die so vielen verhängnisvoll wird, trieb ihn auf die Bahn der Ehrlosigkeit; ihn leitete innere, wühlende Verrohung. Es giebt solche Menschen, es hat ihrer immer gegeben; wie ein von ferne zugeworfenes Samenkorn gehen sie auf edelstem Boden auf und gedeihen zum Entsetzen des kleinen Kreises, der das Fremde, Unbegreifliche in ihnen anstaunt und seine Macht unheilbar erlahmen sieht. Sie lehren sich ab von allem, was bis dahin ehrliche, gerade Richtschnur gab; sie gehen ihren Weg von früh an abseits; sie üben ihre Bosheit im Verborgenen, solange sie einen Richter über sich fühlen; sie werden die Geißel ihrer Umgebung, wenn sie zum Herrn ausgewachsen sind und für ihre Gelüste keine andre Schranke mehr anerkennen als die der berechnenden, nur sich selbst sichernden Klugheit. Sie sehen sich brutal über das hinweg, was die Meinung der Öffentlichkeit an ihnen rügen könnte; sie haben Furcht allein vor dem rächenden Gesetz. Aber sie lassen sich auch dadurch nicht unter allen Umständen von einem ihnen zusagenden Akte der Bosheit abhalten; sie lassen sich lediglich bewegen, ihr Verhalten, ihr Handeln so einzurichten, daß ein Vergehen ihnen nicht nachzuweisen ist, daß sie dem fühndrohenden Gesetz ihr Schnippchen schlagen. So hat der Angeklagte, Diert Stagen, gehandelt; fein, bis in alle Konsequenzen hat er die Vernichtung des ihm Verhafteten vorgeplant, meisterlich hat er sie bis zum letzten Zuge durchgeführt. Er durfte sich die Hände reiben und sich des Gelingens freuen; er durfte sich in Sicherheit wiegen, seinen Schlaf von keinem Gespenst der Rache stören lassen, denn er hatte sie alle überlistet und irregeführt: den Staatsanwalt, den Gerichtshof, die Zeugen, den Angeklagten selbst — nur nicht den ewigen Richter, dessen Auge das Verborgene sieht wie das Offene. Er hatte vergessen oder nicht geglaubt, was das alte Wahrwort sagt: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt aus Licht der Sonnen! Was in finsterner Sturmnacht geplant und vollbracht wurde, liegt nun vor uns, und einem Wunder gleicht es, wie es uns entschleiert worden ist. Ein krankes, bedauernswertes Geschöpf slog angstgepeinigt in die finstere, sturmdurchpfeifchte Nacht hinaus, huschte leichten Schrittes, lautlos, ob auch die Brust leuchten mochte, dahin, nahm halbhirnen Blickes in sich auf, was finstere Mächte im Dunkel der Nacht begannen, lehrte um, fieberde der Genesung entgegen und gab der forschenden Justiz den ersten wichtigen Wink, wohin der Schritt zu lenken. Es ist nichts so fein gesponnen — es wächst keine Bosheit so hoch, daß sie nicht endlich fallen, daß sie nicht in dem eignen Netze sich elend verstricken sollte.

Das Schuldbonto des Angeklagten, Großbauern Diert Stagen, ist belastet wie selten eines. Ich glaube ihm ohne weiteres, daß das Werkzeug seiner Rache ein Opfer der Elemente war, daß er an ihm sich nicht auch vergreifen hat. Aber es bleibt des Fehles übergenug. Der Angeklagte ist schuldig der verleumdenden Beleidigung aus Paragraph 187, die mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bedroht wird, denn er hat in Beziehung auf den Pastor Johannsen wider besseres Wissen eine unwahre Thatsache behauptet und verbreitet, die diesen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen geeignet war. Der Bauer Diert Stagen ist schuldig des Verbrechens wider die persönliche Freiheit aus Paragraph 239, denn er hat vorsätzlich und widerrechtlich einen Menschen der persönlichen Freiheit beraubt und sich damit, da die Freiheitsentziehung in schwerster Form stattfand und die Dauer von acht Tagen überschritt, eine Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren herausbeschworen. Der Bauer Diert Stagen ist endlich schuldig des gleichfalls mit Zuchthaus bis zur Dauer von zehn Jahren bedrohten wissenschaftlichen Meineides aus Paragraph 153, denn er hat, da ein Nord überhaupt nicht vorlag und er dies wußte, die Verschuldigung gegen den Pastor Johannsen mit Wissen und Vorsatz falsch beschworen.

Der Bauernsohn Peter Stagen ist schuldig der Beihilfe zur Freiheitsberaubung. Er hat aus Paragraph 49 die Beistandung als Gehilfe zu gewärtigen, der dem Thäter zur Begehung des Verbrechens durch die That wesentlich Hilfe geleistet hat. Ich betone das „wesentlich“, denn beide Angeklagte haben zugegeben, daß über den Zweck der Unterschiebung des Toten eine Verständigung stattgefunden hatte und daß Peter Stagen aus dem doppelten Grunde mit dem Vorschlage seines Bruders sich einverstanden erklärte, weil er der auch in ihm lebendigen Rachsucht nachgeben und zugleich einen persönlichen Vorteil erringen wollte. Ich bedaure, daß die ihn treffende Sühne nach den über die Bestrafung des Versuches aufgestellten Grundsätzen ermäßigt werden muß, denn er ist ein mehr als zweifelhaftes Subjekt, das der Menschheit ohne Schaden dauernd entzogen bleiben könnte.

Die fromme Legende von der Palme auf des Fremden Grab im Norden kommt mir zum Schluß ins Gedächtnis. Ich habe den ersten Angeklagten, den Herrn Pastor Johannsen, vor der Verhandlung gefragt, was aus seinem süßlichen Pflöglein geworden ist. Die Palme grünt und wächst! Pietätvolle Hände haben sie, als die Herbststürme ins Land kamen, ins Haus gebracht; die des alten liebevollen Pflegers werden sie hinaustragen und neu in die geweihte Erde pflanzen, wenn vom Meere warmer Lenzwind sie umfächeln, wenn vom frühlingblauen Himmel die Sonne sie warm umhellen kann. Das Denkzeichen edler, selbstloser Menschengüte wird auch ferner zum Herzen aller greifen, die in seine Nähe kommen; aber wenn unter diesen die sich nicht befinden, die dem Arme der strafenden Gerechtigkeit verfallen sind, es ist wahrlich nicht schade um sie! Verschlossen haben sie sich dem Zauber des Jbolls, verschlossen dem erhebenden Beispiel. Einen armen Heimatlosen hätten sie ehren können und haben ihn geschändet, ihn benützt für ihren verruchten Haß! Ich habe kein Mitleid für sie, ich kenne für sie nichts als die wichtig treffende Strenge des Gesetzes — und sie allein soll walten!

Meine Herren Geschworenen, verschließen auch Sie die Herzen dem Appell, den Milde und Güte Herrn Pastor Johannsen an Sie hat richten lassen; lassen Sie keinen Zweifel an der raffinierten Vorsätzlichkeit der Verbrecher in sich aufkommen, sprechen Sie das Schuldig fest und hart!

Die Verteidiger konnten an dem Schicksal der Angeklagten nichts mehr ändern.

Die Geschworenen bejahten nach kurzer Beratung die ihnen vorgelegten Schuldfragen, und der Staatsanwalt beantragte eine Gesamtstrafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus gegen den Bauern Diert Stagen, von zwei Jahren Zuchthaus gegen den Bruder Peter Stagen.

Das Gericht erkannte dem Antrage gemäß.

Niels Johannsen warf einen langen, bekümmerten Blick auf das Verbrecherpaar und entfernte sich wortlos.

Peter Stagen und der Bauer erschienen bei der Abführung wie gelähmt.

Der Friesenpastor war gerächt.

## Der Wetterprophet.

Onkel Hubert, ein „frischer Fünfziger“, hatte sein Mittagsschläfchen beendet und war damit beschäftigt, den Kaffee über der Spiritusflamme zu bereiten, als mit raschem Finger an die Thür geklopft wird; er ruft freundlich: „Herein!“ Da treten ins Zimmer das mutwillige Lottchen, sein Liebling, und Max, ein lang aufgeschaffener Jüngling, der erst kürzlich in die Untersekunda versetzt wurde und deshalb eine steife Würde zur Schau trägt.

„Wir stören doch nicht?“ fragt Lottchen schmeichelnd und macht einen zierlichen Knicks.

„Willkommen, du Wildfang! — Grüß Gott, Max! — Was begehrt ihr von mir?“ brummt Onkel Hubert in gutmütigem Ton.

„Ach, wir sind so vergnügt!“ ruft jubelnd der hübsche Badsch. „Denke dir, Onkel, wir fahren morgen über Land, die gute Ruhme Gogelhupf schickt ihr Berner Wäglele herein, und da möcht' ich halt gern wissen, was für Wetter morgen sein wird; — es wäre doch zu abscheulich, wenn ein plöblicher Regenguß mein neues Sommerkleid verdürbe, — gell, Onkel?“

„Grausam wär's vom Wetter.“ bestätigt dieser und streicht zärtlich über Lottchens flachsblondes Seidenhaar, „na, wir wollen mal meine Spinne, die kluge Heze, fragen.“

„Die Spinne?“ fragt Max gebednt.

„Gewiß! — Kommt nur mit!“ Sie steigen die knarrende Bodentreppe hinauf, und der Onkel öffnet eine Kammer, in der Urväterhausrat friedlich schlummert; über die ganze Breite des offenen Fensters ist ein tabellos gleichmäßiges Netz gesponnen, in dessen Mitte eine ungewöhnlich große Kreuzspinne regungslos verharrt.

„Seht, dieses schöne Tier, das mich genau kennt und gar nicht scheu ist, hat mich noch nie getäuscht.“ sagt Onkel Hubert.

„Schön nennst du diese greuliche Kreatur?“ tadelst Lottchen mit entsetzter Miene.

„Es ist sehr unrecht von dir, lieber Wildfang, die Geschöpfe der Erde mit angelerntem Widerwillen zu betrachten; die Natur schafft nie Häßliches, — nur Zweckmäßiges. — Daß dieses Netz aus den zarten, schimmernden Fäden in solcher Größe und mit so weiten Maschen gesponnen ist, verrät mir, daß anhaltend schönes und trockenes Wetter zu erwarten ist; wäre das Netz nur klein und hätte enge Maschen, dann thätest du besser, Lottchen, morgen einen Regenschirm mitzunehmen; sähe aber meine langbeinige Freundin in jener dunkeln Ecke verborgen, dann würde ich dir raten, morgen nicht aufs Land zu fahren.“

„Das ist interessant, was du von diesem verachteten Tier erzählst.“ versichert Max und fügt hinzu: „Ist denn das Wetterprophezeien so schwer zu lernen?“

„Je nachdem man's anfacht.“ lautet die bedächtige Antwort; „wer sich nur aus wissenschaftliche Theorien stützt, dem schlägt das launenhafte Wetter leicht ein Schnippchen, — hast du denn die kleine Anekdote vom Professor und vom Schuster schon vergessen, die ich kürzlich mitteilte, als vom Wetterprophezeien die Rede war?“

„Ach, erzähl sie uns ein zweites Mal.“ bittet Lottchen, „wir hören dir so gern zu.“

Onkel Hubert, der die kleine Schwäche hat, seine lustigen Geschichten auszukramen, beginnt: „In einer norddeutschen Stadt lebte ein Professor, der wollte es dem Falb gleichthun, studierte emsig Meteorologie und veröffentlichte täglich das Resultat seiner Forschungen am „schwarzen Brett“ der Universität, hatte aber mit den Prophezeiungen selten Glück. Desto häufiger traf ein Fidschuster, der die Herren Studenten verfolgte, den Nagel auf den Kopf und erhaschte durch richtiges Wetteranzeigen manchen guten Kunden. Die Popularität dieses Rivalen ließ den gelehrten Herrn nicht schlafen; endlich ging er hin zu ihm, legte einen blanken Thaler auf den Tisch und sprach:

„Meister, den könnt Ihr schnell verdienen, wenn Ihr mir das Geheimnis Eurer Wetterkunde verratet.“

„Der Schuster steckte den Thaler ein und sagte lächelnd: „Ich prophezeie immer das Gegenteil von dem, was der Herr Magister am schwarzen Brett anschlägt.“

„Der ist aber böse reingefallen!“ ruft Lottchen lustig; „sag mal, hast du außer deiner Spinne noch mehr Propheten unter den Tieren?“

„Gewiß! — Aber hier oben ist's heiß, kommt mit mir in die Buchenlaube, ich habe noch ein Stündchen Zeit.“

Während sie im Garten an einer Haselnußhecke vorüberstreifen, bleibt Onkel Hubert plötzlich stehen und spricht:

„Nun seht euch mal das grüne Kerlchen an, wie es schläfrig mit den goldschimmernden Augenlein blinzelt und nach den Mücken schielt, die ihm vor der Nase herumtanzen.“

„Was denn? — Wo denn?“ fragen die Geschwister.

„Schaut doch hin, dort auf dem breiten Blatt!“

„Ein Laubfrosch!“ ruft Lottchen erstaunt, „den hatt' ich nicht bemerkt.“

„Ja, wer die Natur studieren will, muß erst richtig sehen lernen.“ belehrt der Onkel; „ich habe eine ganze Menge davon im Garten, und wenn Regen bevorsteht oder heftiger Wind, dem meistens Regen folgt, dann erheben die Männchen ein lautes Geschrei, und es quakt in allen Ecken. Zu den Wetterpropheten gehört auch der brave Haushahn, der so gravitatisch die Schar seiner Hennen überwacht und beschützt. Zwar wird von ihm gesagt:

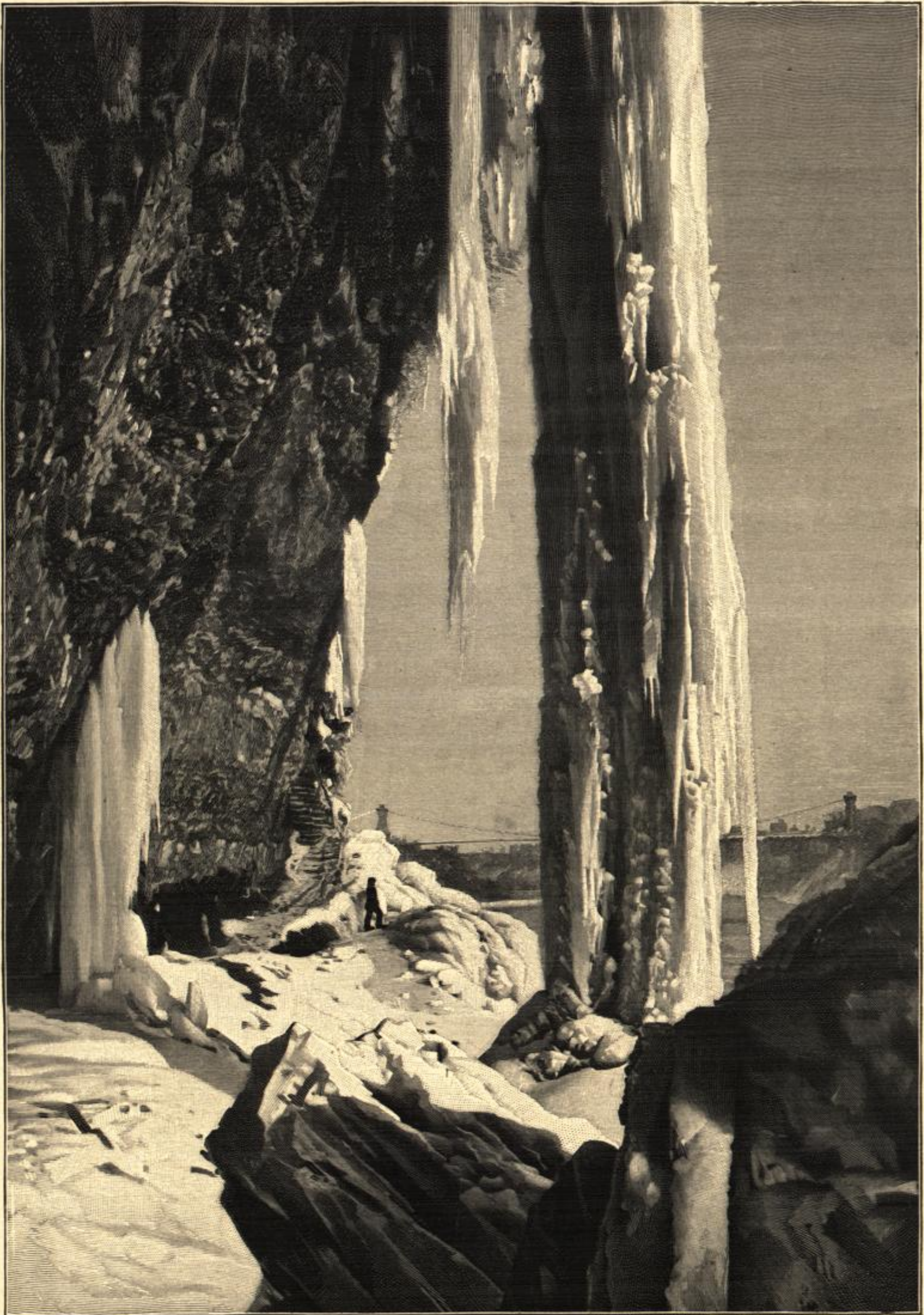
Kräht der Hahn des Morgens auf dem Mist,

So ändert sich das Wetter oder — es bleibt, wie es ist.

Dieser lustige Reim ist jedoch nur eine Verspottung der sogenannten „Bauernregeln“, die sich bekanntlich häufig widersprechen. Der schmetternde Hahnrei am frühen Morgen soll nur ein Bedruf für die Hennen sein, damit sie sich des Eierlegens befleißigen; wenn aber der buntgefiederte streitbare Herr am Nachmittag kräht, was das Zeug hält, dann ist es klüger, nicht spazieren zu gehen, denn es tritt oft baldiger Regen ein. Das Geschlecht der Vögel ist namentlich durch ihr zartes, leichtes und luftgefülltes Knochengestütz befähigt, bevorstehende Wetterveränderungen instinktiv zu fühlen. Daß der Flug der Schwalben verrät, was für Wetter bald eintritt, wird euch schon bekannt sein; diese zierlichen Segler der Lüfte richten sich wieder nach dem Flug der Insekten, mit deren Fang sie unablässig beschäftigt sind, um die stets hungrig geöffneten Schnäbel der zahlreichen Familie zu füllen; mag der Himmel auch regendrohend erscheinen, so hat es keine Gefahr, wenn die Schwalben hoch über unsern Häuptern pfeilgeschwind die Luft durchschneiden. Plötzlich aber tief umher, daß die spitzen Flügelfedern fast den Erdboden berühren, dann ist es Zeit, sich nach



Der Fridei. Nach einer photographischen Aufnahme von H. Heydenhauß in Wien.



Nach einer photographischen Aufnahme von Underwood & Underwood in New York.

Der größte Eiszapfen der Welt.

einem trockenen Platz umzuschauen. Auch Gänse und Enten zeigen nahe bevorstehenden Regen an, wenn sie eifrig bemüht sind, ihr Gefieder mit dem Schnabel einzufetten."

"Das hab' ich bei Muhme Gugelhupf schon gesehen," ruft Vottchen lebhaft.

"Ei, ei, wenn das die Muhme hörte; sie ist doch keine Gans!" neckt Max.

"Sei still!" droht die Schwester ergrimmt. "Du weißt recht gut, wie ich's meine." Dann fügt sie hinzu: "Auch die Täubchen, die ich so lieb habe, wissen es, wenn schlechtes Wetter kommt; dann lehren sie aus dem Felde weit früher als gewöhnlich zum schützenden Schlag zurück."

"Es freut mich, Vottchen, daß du für die kleinen Vorgänge in der Tierwelt offene Augen hast," lobt Onkel Hubert. "Vielleicht kannst du mir auch sagen, was geschieht, wenn sich der prolierische Pfau auf den höchsten Scheinengipfel setzt und oft sein abscheuliches Geschrei erhebt?"

"Dann kommt bald schlechtes Wetter," versichert das kleine Fräulein stolz; "wenn aber die großen, grünen Wasserfrösche im Teich, die mich so drollig anglohen, am Abend unablässig ihr Raaf-raaf-raaf in allen Tonarten hören lassen, dann bringt der nächste Tag das schönste Reisewetter."

"Sehr richtig, liebes Kind, und wie verhält es sich mit den Fledermäusen?" fragt Onkel Hubert schelmisch, denn er weiß, daß sich Vottchen vor ihnen fürchtet.

"O, geh doch mit diesen unheimlichen Tieren," wehrt Vottchen ab, "aber ich weiß, du liebst sie, wie deine Spinne."

"Weil es nützliche und verkannte Tiere sind, und weil ihr abenteuerliches Wesen, der lautlose, taumelnde Flug durch die weiche Luft des Sommerabends meine Phantasie anregen, mich behaglich stimmen; wie kann man sich vor diesen harmlosen Wesen fürchten?"

"Ich fürchte sie nicht!" versichert Max. "Ihr lebhaftes Spiel bedeutet gutes Wetter."

"Gehört auch der Hund zu den Wetterkundigen, Max? — Was frißt euer Ropperl am liebsten?"

"Nun, ein Räderle Wurst oder gut geschmelzte Spähle; aber neulich wurde das possierliche Hundel zum Vegetarianer und fraß im Garten — Gras."

"Was kam dann für Wetter?"

"Gunderbärmliches," entgegnet Max trocken.

"Wir haben aber noch mehr Tiere, die das Wetter prophezeien können, zum Beispiel das Schaf und der Esel," versichert Onkel Hubert mit ernster Miene.

"Ach, du willst uns foppen," ruft Vottchen lachend, "die sind ja viel zu dumm dazu."

"O, bitte sehr, kleiner Rajewski! Das Schaf besitzt allerdings nur ein geringes Quantum Intelligenz, aber Freund Vangohr ist in seiner Heimat, dem Orient, nicht nur klug, sondern auch von lebhaftem Temperament. Bei uns wird er durch viel Prügel und schmale Kost mürrisch; auch ist ihm unser Klima zu rau, das zeigt schon sein struppiges Fell."

"Dicksellig, würde unser Ordinarius sagen," bemerkt Max.

"Womit er dich meint," neckt Vottchen; dann sagt sie mit listigem Augenzwinkern: "Ich seh' dir's an, Onkelchen, du willst gern eine Anekdote loswerden."

"Nun, weil ihr so gern Geschichten von mir hört, will ich über Esel und Hammel zwei Späße erzählen: Derselbe Herr Professor, von dem ich euch mitteilte, daß ihn der Schuster bezüglich seines blanken Thalers übers Ohr gehauen hat, stieg einst aufs Gebirge, um zu botanisieren. Der Tag war warm, der Himmel blau, kurz ganz herrliches Wetter; nur aus Westen blies ein scharfer Wind, aber der kühlte so hübsch beim Wandern. Als der gelehrte Mann bei einer weiden Hammelherde vorüberkommt, sagt der alte, gutmütige Schäfer zu ihm: 'Mein lieber Herr, wenn ich Ihnen raten darf, dann drehen Sie um, ein böses Wetter zieht bald herauf.' Der Professor folgt aber nicht, sondern spricht so von oben herab: 'Guter Alter, das versteh' ich besser, — halte ja Vorlesungen über Meteorologie.' — Nach einer Stunde wird er pudelnah. Auf dem Heimweg kommt der Professor wieder bei dem Schäfer vorbei und fragt ihn, ob er wohl hegen könne. 'Das nicht,' entgegnet der alte Hirt, 'aber wenn der große Hammel dort, der so krumme Hörner hat, sich mit dem Rücken gegen den Wind dreht und den wolgigen Kopf melancholisch hängen läßt, dann kann ich drauf schwören, daß aus dem Wetterwinkel bald ein Platzregen kommt.' — Ganz ähnlich ist es vor alter Zeit einem griechischen Bischof ergangen. Der geistliche Herr reitet des Morgens vergnügt auf die Reiterbeize; da begegnet ihm ein Gelftreiber, der ehrfurchtsvoll sein Köppchen zieht und den hohen Herrn zur Umkehr mahnt; der Bischof aber lacht und reitet weiter, um nach wenigen Stunden wie eine gebadete Rahe heimzukommen. Das ist dem geistlichen Würdenträger rätselhaft; denn als er zum Jagen ausritt, deutete nichts auf eine so üble Wäjsche; seine Diener müssen den Wetterpropheten herbeischaffen, und

dieser versichert treuherzig, daß er solche Wissenschaft nur seinem klugen Esel verdanke. 'Glauben Sie mir, Bischöfliche Gnaden, mein Grautier ist gescheiter als wir beide; wenn das brave Tier den Schweiß einflammt, die Ohren zurücklegt und störrisch sich auf die Vorderbeine stemmt, wie er's heute morgen that, als ich ihn mit der Last belud, dann droht ganz sicher ein Unwetter.'"

"Nun, wenn die Männer recht gründlich naß werden, dann hat das ja nicht viel zu bedeuten; ist aber das Wetter heimtückisch, wenn wir Frauen große Wäjsche haben, dann möchte man wirklich verzweifeln," bemerkte Vottchen altklug mit ernsthafter Miene.

Der Onkel sagte lachend: "Dann hat das alte derbe Sprichwort recht, welches lautet:

Wenn die Weiber naß sind und backen,  
Haben sie den Teufel im Rücken."

"Wie ungallant!" tadelte die kleine Dame schmolend und rümpfte das Näschen.

Doch Max rief spottend: "Man sieht es schon an den zierlichen Wetterhäuschen, wie sehr das zarte Geschlecht ein bißchen Regen fürchtet, denn dort ist die gnädige Frau auch nur draußen zu sehen, wenn die Sonne scheint."

"Nun dürft ihr mich aber nicht mehr unterbrechen," mahnte der Onkel, "sondern müßt still und geduldig zuhören, wenn ihr noch mehr über meine Wetterstudien erfahren wollt. — Auch unter den Pflanzen giebt es Wetterpropheten, von denen ich nur einige erwähnen will, weil sie allgemein bekannt und häufig zu finden sind. Wenn die Regenringelblume am Morgen ihren Kelch geschlossen hält, das Wetterröschen, die Pimpinelle, der Löwenzahn und die wilde Cichorie ihre Blüten nicht öffnen, so ist zu erwarten, daß bald Regen eintritt. Wenn nach langer Dürre der Alee die Köpfe hebt, und die Stengel anschwellen, während die Blätter schlaff sind, dann darf der Landwirt hoffen, daß den verschmachtenden Fluren endlich Erquickung zu teil wird. Von größtem Einfluß auf das Wetter sind die Windströmungen. Dem Meteorologen Dove verdanken wir die Kenntnis von dem Drehungsgesetz der Winde, das auf der Umdrehung der Erde beruht; der dadurch entstehende Einfluß ist die Ursache, weshalb sich der Wind im Wechsel der Äquatorial- und Polarströme auf der nördlichen Halbkugel von Süd nach West, Nord und Ost dreht und auf der südlichen Halbkugel in umgekehrter Reihenfolge. Süd- und Südwestwind jättigen die Atmosphäre mit Feuchtigkeit, während Nord-, Nordost- und Ostwind Trockenheit bringen. Aber nicht immer haben wir bei Ostwind trockenes Wetter, und Gewitter, die aus Osten kommen, pflegen schwer und anhaltend zu sein."

"Auf den sprungweisen Abweichungen von den normalen Strömungen beruhen zum großen Teil die plötzlichen Witterungsumschläge. Deftiger Wechsel des Windes von Westen zurück nach Süden oder von Norden nach Westen wird stets Regen und veränderliches Wetter bringen; verfolgt dagegen die Strömung ihren ruhigen Gang von Süd über West nach Nord und Ost, so ist längere Zeit heiteres Wetter zu erwarten. Sehr heftige Winde, mit Ausnahme der Frühjahrs- und Herbststürme, bringen stets schlechtes Wetter. Ferner ist von großem Einfluß auf unsere Witterung der Luftdruck; ist seine Verteilung eine unregelmäßige, so kann man mit Bestimmtheit auf veränderliches Wetter rechnen."

"Um den Einfluß des Luftdrucks schon vorher bestimmen zu können, dient das Barometer, dessen in der Glasröhre befindliche Quecksilbersäule (oder gefärbter Alkohol) durch Steigen oder Fallen andeutet, wie der Luftdruck ist. Langsames, andauerndes Steigen über den mittleren Durchschnitt deutet auf heiteres, trockenes Wetter von mehrtägiger Dauer, dagegen langsames, stetiges Fallen auf Landregen. Befindet sich die Quecksilbersäule in fortwährender Unruhe, so ist das Wetter unbeständig. Von Wichtigkeit ist es, gleichzeitig mit der Beobachtung des Barometers ein sorgfältiges Prüfen der Windrichtung sowie der Färbung des Himmels und der Gestalt der Wolkengebilde zu vereinigen. — Wenn nach einem tüchtigen Regen das Barometer schnell hochsteigt, während Südwind herrscht, so darf man sich nicht täuschen lassen, denn es folgt in nicht zu langer Frist wieder Regen."

"Steht das Thermometer am Morgen hoch, fällt dann mittags ein wenig, nimmt aber am Abend den Standpunkt wieder ein wie am Morgen, so ist andauernd gutes Wetter zu erwarten. Wird jedoch nach dem Steigen des Barometers das Wetter sehr schnell schön, so ist es nicht von langem Bestand."

"Wenn die Luft schwül ist und dabei Süd- oder Südwestwind herrscht, so steht, bei raschem Fallen, ein baldiges Gewitter bevor; es ereignet sich jedoch auch, daß beim Nahen eines Gewitters das Barometer steigt, um erst beim Ausbruch desselben rasch zu fallen."

"Steigen am frühen Morgen helle, lockere Wolken auf, so folgt ein schöner Tag; daselbe gilt, wenn der Nebel fällt."

"Ist den Tag über der Himmel bedeckt, wird aber

gegen Abend heller, und Federwolken erscheinen bei steigendem Barometer und Nord- oder Nordostwind, so ist das Wetter am nächsten Tage gut. Lange Federwolken, sogenannte Wetterbäume, verkünden Wind, und ihre Spitzen zeigen an, woher er kommt. Cirruswolken, im Kindermund Schäfchen genannt, bringen bei westlicher Windrichtung gewöhnlich Regen."

"Lagern auf dem Gebirge lang hingestreckte, verschwommene weiße Wolken, die Bettdecken ähnlich sehen, so bedeutet das heftigen Wind. Wenn am graubehangenen Himmel kleine, wie zerrissene oder zerseht erscheinende, ganz dunkle Wolken hastig treiben, so ist in Kürze heftiger Regen, bisweilen mit Sturm vereint, zu erwarten. Das Sprichwort sagt: 'Fliegen Wolken schnell, so folgen Wolken nach' und: 'Morgenregen und alter Weiber Tanz währen nicht lange' oder:

Morgenrot fällt in Rot —

Abendrot — schön' Wetter bot."

"Morgenrot, das über dunkle, schwere Wolkenschichten ein grelles Licht wirft, ist fast immer regenverkündend; dagegen ist das Abendrot nur dann ein günstiges Zeichen, wenn es zart rosenfarben ist und der Himmel dabei rein blau und klar; ist das Abendrot purpurfarben, oder geht die Sonne blutrot unter, von feurigem Glanz umgeben, so tritt häufig, selbst wenn kein Wölkchen sichtbar ist, schon in der Nacht Regen ein."

"Türmen sich im Hochsommer oder an heißen Junitagen bei Südwind schon in den Morgenstunden weiße Hausenwolken hoch übereinander, so kommt an demselben Tage, oft schon zur Mittagszeit, ein Gewitter zum Ausbruch."

"Ist bei untergehender Sonne der Himmel fahlgelb, so ist das kein günstiges Zeichen für den nächsten Tag. Geht die Sonne in weißem Lichtglanz unter und erscheint mehr weiß als gelb, so ist stürmisches Wetter im Anzuge."

"Ist der Südhimmel am Abend klar, pflegt der nächste Tag meistens schön zu sein."

"Erscheint im Osten der Himmel bei Sonnenuntergang sehr rot, dann folgen Winde oder Gewitter."

"Für Touristen und Sommerfrischler sind beachtenswerte Anzeichen die folgenden: Starker Tau in den Wiesen, ferkengerades Aufsteigen des Rauchs aus den Schornsteinen, das sogenannte Rauchen der Berge, das den Eindruck macht, als hätten Holzfäller im Forst ein Feuer entzündet, und das Aussehen der Berggipfel, als lägen sie in weiter Ferne und wären in zarten blauen Düst getaucht, bedeuten gutes, beständiges Wetter."

"Wenn dagegen Sonne oder Mond bei heiterem Himmel von einem schimmernden Ring umgeben sind, Nebensonnen oder Nebennonnen dem überraschten Auge sich zeigen; wenn ferner das Hochgebirge um mehrere Kilometer näher erscheint, alle Felsen, Spitzen und Schroffen in scharfer Klarheit sichtbar sind, das Geläut der Glocken auffallend deutlich klingt und die Eisenbahnzüge ungebührlich laut poltern, so thut ein kluger Wandersmann wohl daran, wenn er daheim bleibt. Wird man aber von den Launen des Wetters im Gebirge überrascht und tüchtig durchnäßt, dann soll man auch den Humor nicht verlieren; denn das bessert das Wetter nicht, verdirbt aber den fröhlichen Reiseum und die Stimmung der Mitwandernden; in solchem Falle muß man mit philosophischem Gleichmut das gute Wort beherzigen:

Du dich und laß vorübergehen,

Das Wetter muß seinen Willen han."

"Deine Ratschläge werde ich beherzigen, lieber Onkel," versichert Max und fügt hinzu: "Eigentlich bist du zu beneiden; es muß dich doch mit Stolz erfüllen, in der ganzen Straße als Wetterprophet begehrt und geachtet zu sein."

Onkel Hubert entgegnet mit fauerföher Miene:

"Das Wetterprophezeien ist eine brotlose Kunst und erinnert mich an das zweischneidige Schwert, das über dem Haupte des Damokles an dünnem Faden schwebte. Wenn du, lieber Max, dich zum Wetterpropheten ausbilden willst, dann erwäge, daß du im günstigen Fall niemals Dank ernten wirst, wenn es aber schief geht, für Hohn und Spott nicht sorgen brauchst. Kannst du dich noch auf die Tante Gugelhupf besinnen?"

"O gewiß!" sagt Max vergnügt, "das war eine Dame, rund wie ein Pfannkuchen und sehr drollig."

"Nicht immer, lieber Nefte; sie konnte auch rachsüchtig sein," seufzt Onkel Hubert. "Durch sie habe ich einst erfahren, daß ich ein aus Grund des Herzens verderbter, schadenfroher, boshafter Mensch bin."

"Aber das ist doch nicht wahr! Du herzenguter Onkel!" ruft Vottchen mitteilidig.

"Es sind nun schon zwanzig Jahre verflossen, als am Pfingstsonntag in der zerfallenen Burgruine auf dem Rothenstein ein großes Maienfest gefeiert wurde; damals gab es noch kein schützendes Restaurant da oben. Tante Gugelhupf, die bis in ihr Alter sehr eitel war und sich trotz ihrer Beiseitheit gern in helle Stoffe kleidete, trug an jenem Unglückstage ein schneeweißes Gewand, mit Spitzen und vielen apfelgrünen Schleifen

besetzt; sie traute dem Wetter nicht und beteiligte sich nur, nachdem ich ihr hoch und teuer versichert hatte, das Wetter werde so beständig sein wie meine Liebe zu ihr...

Es kam leider ganz anders; während des größten Festjubiläums wurde die ganze Gesellschaft von einem furchterlichen Plazregen überrascht. Die apfelgrünen Schleichen am Kleid der Tante mochten nicht echt in der Farbe sein; denn von jedem Bändchen rieselte ein grünes Nadeln und verlor die teuren Spitzen; kurz, das Bild, das die durchweichte Tante in ihrem angestrichenen Gewand bot, war sehr ergötlich, und es wurde viel darüber gelacht. Mir hat sie diesen „Nadelstreich“, wie sie es nannte, nie verziehen, und als sie starb, bin ich leer ausgegangen, obgleich ich ihr nächster leiblicher Verwandter war.“ Bernhard Ohrenberg.

## Eine Schreckensnacht.

Erzählung aus der Zeit der französischen Konsulats Herrschaft

Heinz Winter.

I.

Seiner reizvollen Umgebung wegen vielfach das Reiseziel malender Kunstjünger, liegt, langhingestreckt in einer breiten Thalmulde, zwischen dichtbewaldeten, sanft ansteigenden Höhenzügen im Departement Seine Inférieure das freundliche Dorf Héricourt en Caux mit seinen weißgetünchten Häusern, grünangestrichenen Fensterläden und rot-schimmernden Ziegeldächern. Eine halbe Wegstunde vom Dorfe entfernt, auf einer jener Anhöhen, die eine entzückende Fernsicht durch das Thal bis weit hinein in das Pays en Caux gewähren, erhob sich zur Zeit unserer Erzählung, anfangs dieses Jahrhunderts, ein altes, ephemerum umranktes Schloß, dessen stark verwitterte Außenmauer bereits deutliche Spuren des Verfalls zeigte. Auch der weitläufige Park bot ein Bild der äußersten Vernachlässigung und Verwilderung. Die zierlichen Gartenanlagen strotzten von Unkraut, die Springbrunnen hatten längst aufgehört, ihre glühenden Wasserstrahlen im lustigen Bogen in die Lüfte zu schleudern und die klassischen Formen der Götter und Göttinnen des Altertums, die hier und da aus dem dichten Buschwerk hervorlugten, waren teilweise mit einer Schicht graugrüner Mooses überwuchert. Eine hohe, ebenfalls altertümliche, vielfach zerbrochene Mauer umschloß diese Wildnis und trug wesentlich dazu bei, den düsteren Gesamteindruck des Ganzen zu erhöhen.

An der Reize eines herrlichen Septembertages im Jahre 1800 saß auf einer aus einigen rohbehauenen Granitblöcken zusammengefügtten Bank vor einem Seitenportale des Schlosses eine junge Dame. Ringsumher herrschte tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch das einformige Murmeln eines Bächleins, das sein kristallklares Wasser in munteren Sprüngen thalwärts sprudelte. Schon begann die Abenddämmerung Erde und Himmel zu einer einzigen dunkeln Masse zu verweben, dichte Nebelschwaden wogten aus den Niederungen empor und umkreisten in phantastischem Reigen, höher und höher anschwellend, die zunächstgelegenen Bergeshalden. Nur im fernen Westen noch zeigte ein matter Purpurstreifen, wo das Tagesgestirn am Horizont verschwunden, und langsam senkte die Nacht ihre Schatten herab auf Wald und Flur — was mochte sie im Schoße der Zukunft bergen?

Solches mochten vielleicht auch die Gedanken jener jungen Dame sein, die, augenscheinlich völlig der Gegenwart entrückt, die Hände lässig im Schoße zusammengefaßt, traumverloren, mit halbgeschlossenen Augen auf das Erdreich zu ihren Füßen starrte. Sie konnte achtundzwanzig Jahre alt sein, jedoch der Stempel tiefer Trauer, der sich ihren jugendlich schönen Gesichtszügen nur zu deutlich aufgeprägt hatte, ließ sie um mehrere Jahre älter erscheinen. Wenn wir in Erwägung ziehen, wieviel Kummer und Herzeleid die französische Revolution in jener Zeitperiode über die edelsten Familien des Landes verhängt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch sie den bitteren Kelch des Leidens in ausgiebigster Weise gekostet, daß sie mit Schauern der Vergangenheit gedachte und in banger Erwartung einer ungewissen Zukunft entgegen schaute.

Pötzlich wurde sie aus ihren Träumereien aufgeschreckt. Sie hörte den knirschenden Schall von Fußtritt auf dem Kiespfade, der vom Dorfe aus herauf zum Schlosse führte. Gewaltig raffte sie sich zusammen und versuchte, mühsam ihre Fassung wiederzugewinnen, da sie nicht wünschte, von irgend jemand in dieser trostlosen Stimmung überrascht zu werden. Sobald sie sich genügend gesammelt, rief sie mit lauter, fester Stimme, ohne das geringste Zeichen von Erregung zu verraten:

„Bist du es, Clement?“

Als niemand antwortete, erhob sie sich, wandte sich

der Richtung zu, aus welcher die Fußtritte erschallten, und suchte mit angestrengten Blicken das Dämmerlicht zu durchdringen. Ein einzelner Mann erklimm langsam den einsamen Fußpfad und näherte sich ihr mit schwerfälligen Schritten.

Raum war er in ihren Gesichtskreis getreten, als auch ihre Augen wie gebannt an seiner Persönlichkeit haften blieben.

Sein ganzes Aeußeres hatte wenig Vertrauenerweckendes, es ähnelte dem jener Wegelagerer und Straßenräuber, die in den letzten Jahren die Landstraßen unsicher gemacht, Postkutschen angehalten, die Reisenden beraubt und so den Beweis geliefert hatten von der Ohnmacht und Unfähigkeit der Polizei, in ausreichender Weise für das Leben und die Sicherheit der Bürger Frankreichs zu sorgen. Es war eine hohe, schlanke Gestalt, aber breitschultrig und von kraftvollem Körperbau. Auf dem Haupte trug er einen schwarzen Filzhut mit großer, steifer Krempe, seinen Oberkörper bekleidete ein langer, brauner Gehrock mit gelben Knöpfen, fadenförmig und staubbedeckt, und seine Füße stakten in hohen, kotbespritzten, bis zu den Knien reichenden Stiefeln von russischem Leder. In seltsamem Gegenfah zu seiner verwahrlosten Kleidung befand sich seine sonstige Erscheinung. Ein blaßes, ernstes Antlitz mit edelgeschnittenen Gesichtszügen und schwermütig blickenden dunkeln Augen, umrahmt von einer Fülle schwarzen Vordenhaares, das in wirren Massen auf seine Schultern herabfiel, und die kavaliermähige, stolze Haltung ließen auf seine vornehme Abkunft schließen.

Starr vor Schrecken über das plötzliche Auftreten eines, allem Anschein nach, gänzlich wildfremden Mannes stammelte die junge Dame:

„Was wünschen Sie, Monsieur? — Wer sind Sie?“

„Sollte ich mich im Verlaufe von acht Jahren derartig verändert haben, daß du mich nicht wiedererkenntst, liebe Claire?“ gegenfragte dieser in vorwurfsvollem Ton.

Die Dame beugte sich vorwärts, um ihn genauer betrachten zu können, und nach kaum sekundenlanger Ueberlegung rief sie bebend in höchster Erregung:

„Du, Armand! Du?“

„Ja, Ich, Armand de Saint-Frémont.“

„Aber, um des Himmels willen, was willst du hier?“

„Ich suche Schutz und Obdach. Nur für wenige Stunden. Ich bin vogelfrei, geächtet, auf der Flucht vor den Hühnern Bonapartes, den Gott verdammen möge. Ich bin als Verschwörer verdächtigt, verfolgt und umringt von Spionen der Geheimpolizei. Vor zwei Tagen habe ich Paris verlassen in der Hoffnung, Saint Valery en Caux zu erreichen, um dort Mittel und Wege zu finden, über den Kanal nach England zu entkommen. Es war ein furchterlicher Weg, in steter Furcht, von den Bluthunden des ersten Konsuls ergriffen zu werden. Ich bin fast ohne Aufenthalt marschiert und habe fast noch keinen Bissen genossen. Ich bin vollständig entkräftet und außer Stande, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Es fiel mir ein, daß mein Weg an diesem Schlosse vorbeiführte, wo ich früher als Freund, ja als Verlobter empfangen wurde, wo das schöne Mädchen, welches dort mit ihren Eltern hauste, mir versprochen hatte, auf mich zu warten. Und jetzt bin ich gekommen, nicht, um sie an ihr früheres Versprechen, von dem meine lange Abwesenheit und meine unglückliche Vergangenheit sie längst entbunden, zu erinnern, nein, nur um sie für eine ganz kurze Frist um Obdach zu bitten. Wenn du nicht einwilligst, mich zu verbergen, dann bin ich rettungslos verloren, Claire.“

Mit dem Ausdruck der äußersten Verzweiflung in ihren schönen Gesichtszügen hatte sie ihn angehört und rang die Hände. Ihr Herz, von Entsetzen und dem tiefsten Mitleid erfüllt, trampelte sich zusammen, und mit fast verzagender Stimme antwortete sie:

„Dich zu verbergen, ist — ach, es ist entsetzlich, es auszusprechen — unmöglich. Ich bin nicht allein hier. Mein Mann — er ist einige Tage verreist gewesen, kehrt jedoch heute Abend zurück, und wenn er dich hier vorfindet, so wird er dich verraten. Er ist einer der treuesten Anhänger Bonapartes.“

Armand schnellte sich mit einem heftigen Ruck in die Höhe.

„Dein Gatte! Du hast geheiratet trotz deines Verlobnisses?“

Ein tiefempfundener, schmerzlicher Vorwurf lag in diesem Ausruf.

„Verurteile und verachte mich nicht, ehe du mich gehört hast,“ fuhr Claire fort. „Wenn ich dich aufgegeben, wenn ich heuchelte, dich vergessen zu haben, so geschah es, weil ich durch die Verletzung der ungeliebtesten Umstände dazu gezwungen wurde. Jawohl, sieh mich nicht so unglaublich an, dazu gezwungen wurde, schon vor sechs Jahren. Mein Vater, wegen Hochverrats angeklagt, wurde verhaftet, von republikanischen Richtern prozessiert und zum Tode verurteilt. Festen Willens, ihn entweder zu retten oder mit ihm

zu sterben, entschloß ich mich, selber nach Paris zu reisen und dort für ihn um Gnade zu flehen. Ich kannte keinen der allmächtigen Volkstribunen jener Tage, man riet mir jedoch, mich an ein äußerst einflußreiches Mitglied des Nationalkonventes zu wenden — Clement Javarin.“

„Clement Javarin! Ein Terrorist, ein Königs-mörder!“ rief der Edelmann mit allen Zeichen der tiefsten Entrüstung und Verachtung aus. „Wie konntest du dich soweit erniedrigen und dich an diesen Schurken wenden?“

„Ich hatte keine andre Wahl. Und dennoch, er war unser Landsmann, war der Deputierte unsers Departements, wir hatten ihn früher vor der Schreckenszeit gekannt. Deshalb appellierte ich an sein Mitgefühl und bat um seine Fürsprache. Anfangs schlug er meine Bitte rundweg ab und verweigerte jegliche Einmischung seinerseits zu Gunsten meines Vaters. Allmählich wurde er durch mein unausgesetztes Flehen gefügiger und gab mir das Versprechen, sich für uns bei Robespierre zu verwenden. Ich glaubte bestimmt, er würde Wort halten, sollte jedoch in meinen Hoffnungen bitter getäuscht werden. Bei meinem zweiten Besuch erklärte er mir mit dünnen Worten, er würde uns seinen Schutz nur unter der Bedingung leisten, daß ich einwillige, sein Weib zu werden. Sie sind jung und schön,“ sagte er zu mir, „außerdem sind Sie reich und ich liebe Sie. Entschließen Sie sich, mich zu heiraten, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde Ihren Vater retten.“ Ich bat, flehte, ich beschimpfte ihn sogar, aber vergebens, er war unerbittlich und wiederholte nur seine verhasste Bedingung. Und dann — mein Vater wurde aus dem Kerker entlassen, und ich wurde die Frau Clement Javarins.“

„Und dein Vater nahm dieses Opfer an?“

„Er ahnte meinen Entschluß nicht, bis es zu spät war, Einspruch dagegen zu erheben. Wenige Monate nach seiner Befreiung starb er aus Gram, und noch auf seinem Sterbebett verwünschte er, daß ich, nur um ihn zu retten, mich selber geopfert und zu lebenslänglichen Höllenqualen verurteilt habe.“

„Dann liebst du also deinen Gatten nicht?“ fragte Armand, dessen Zorn sich bei dieser Erklärung in ein unfähig bitteres Mitgefühl mit den jahrelangen, stummen Leiden der unglücklichen jungen Frau verwandelte.

„Ich liebe!“ rief Claire. „Wie kann das Opfer seinen Gatten lieben? Nein! Tausendmal nein, ich liebe ihn nicht, ich verachte, ich hasse ihn. Aber er liebt mich bis zur Tollwut.“ Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Du wirst jetzt verstehen, weswegen ich dich hier nicht beherbergen kann. Mein Gott! — O mein Gott, was soll ich thun?“

„Gräme dich nicht,“ bat er, „wenn meine Gegenwart dir Furcht einflößt, so werde ich weiter wandern; so schwer es mir fällt und so schmerzhaft wie es auch sein mag, ich muß mich aufraffen und mein Heil versuchen. — Ich kann dich nicht leiden sehen, Claire!“ rief er mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft, dann übermannte ihn ein Schwächegefühl, ein Zittern durchslog seinen ganzen Körper, er taumelte wie ein Trunkener und würde zu Boden gestürzt sein, wenn nicht die Mauer seinen Fall aufgehalten hätte. Und Claire — kaum noch ihrer Sinne mächtig, entsetzt, unfähig, einen Entschluß zu fassen, schaute ihn mit angst-erfüllten Blicken an.

„Ist dir irgend jemand auf dem Wege nach dem Schlosse begegnet?“ fragte sie endlich, nachdem sie geraume Zeit vergeblich nach Worten gerungen.

„Keine Seele, und ich glaube auch, daß mich niemand gesehen hat.“

„Gut, dann komm! Ich kann dich nur auf eine Weise retten. Wir wollen es versuchen, möge der Himmel uns beschützen und uns gnädig sein.“

„Was willst du thun?“ fragte er.

„Dich bis morgen verbergen,“ erwiderte sie. „Schnell, folge mir, ehe es zu spät ist.“

Er legte seine zitternde Hand auf ihren dar-gebotenen Arm und ließ sich von ihr durch die Finsternis führen.

Sie gingen durch das Schloßportal und betraten eine geräumige Halle, an deren Ende sich, wie sie durch die halbgeöffnete Thür erkennen konnten, ein von zwei Lampen erleuchtetes Zimmer befand, wo zwei Diener beschäftigt waren, eine Tafel zu decken. Bei dem aus dem Zimmer fallenden Lichtschein gewahrte Armand am äußersten Ende der Halle eine große Freitreppe. Ein Wort im Flüsterton von Claire gab ihm zu verstehen, daß er diese Treppe ungehört und ungesehen von den Dienern im Speisezimmer erreichen müsse. Dem Beispiele seiner Führerin folgend, hielt er den Atem an, und lautlos, auf den Fußspitzen schleichend, stiegen sie behutsam Stufe für Stufe hinauf und befanden sich in wenigen Sekunden auf dem ersten Flur.

„Der schwierigste Teil unsers Unternehmens ist vollbracht,“ hauchte sie ihm kaum hörbar zu, als sie sicher am Fuße der Treppe angelangt waren, dann stiegen sie behutsam Stufe für Stufe hinauf und befanden sich in wenigen Sekunden auf dem ersten Flur.



Einbringung eines Schleppdampfers nach dem Sturm. Nach dem Gemälde von Th. Weber.



Italienische Landeskunde. Nach dem Gemälde von J. Bergamini.

Copyright 1906 by Franz Huchtemeyer, München.

Claire eilte vorwärts und Armand folgte in ihren Fußstapfen. Sie schritt quer über den langen Korridor, wo sie eine der zunächstgelegenen Türen öffnete und ihren Begleiter eintreten ließ.

„Warte geduldig, bis ich wiederkehre,“ flüsterte sie, „hier bist du in Sicherheit.“

Ohne ihm Zeit zu lassen, ihr zu antworten, schloß sie hinter ihm die Thür ab. Er hörte, wie der Schlüssel im Schloß herumgedreht wurde, er war allein und gefangen. Anfänglich konnte er die Gegenstände im Zimmer nicht unterscheiden, aber allmählich gewöhnten seine Augen sich an die Dunkelheit. Es war ein luxuriös eingerichtetes Gemach. Unter einem Bett mit hellen Vorhängen sah er ein schneeweißes Bett, ganz in seiner Nähe einen Toiletentisch, einen Stuhlrahmen, einen Büchererschrank, eine Harfe und in den Vasen auf dem Kaminsims Blumen und Farngräser. Beim Anblick all dieser Kleinigkeiten, dieses wohlthuenden Komforts und dieser kleinen Luxusgegenstände, die nur von weiblicher Hand in so eigentümlicher Weise arrangiert sein konnten, erriet er, daß Claire, in ihrer Herzensangst nicht wissend, wo anders ihn zu verbergen, ihr eignes Zimmer zu diesem Zwecke hergegeben.

Der Gedanke, sich in ihrem eignen Heim zu befinden, umgeben von den Zeugen ihrer täglichen Wirklichkeit, erfüllte sein Herz, aller drohenden Gefahren zum Trost, mit einem unfäglichen Wohlgefühl, und die Liebe, die er in den langen Jahren der Trennung als das köstlichste Kleinod gehegt, loderte mächtig in seinem Herzen empor, so mächtig, so stark und so trennend wie in den Tagen der Vergangenheit, als er ein Recht dazu hatte.

Plötzlich wurde der Schlüssel wieder herumgedreht, die Thür geöffnet und schnell wieder geschlossen, Claire stand vor ihm. Sie trug, in eine Serviette gehüllt, Geware, eine Flasche Wein, Brot und Früchte.

„Es ist alles, was ich erlangen konnte, ohne Verdacht zu erregen,“ sagte sie, die Sachen auf einem Tische auseinanderbreitend.

„Wo sind wir?“ wagte er zu fragen.

„In meinem Zimmer. Wenn Javarin uns hier vorfände, er würde uns beide töten. Aber niemand weiß, daß du hier im Hause bist, und er wird es also auch nicht in Erfahrung bringen, außerdem, er betritt niemals dieses Gemach. Du mußt dich jedoch verbergen, sollte er durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall veranlaßt werden, hierherzukommen, es wäre entsetzlich, wenn er dich entdeckte.“

Während des Sprechens entzündete sie ein Reibholz an einem Feuerkästchen und brannte eine Kerze an. Bei dem blassen Schein des Lichtes sahen beide wie ein Paar ertappte Verbrecher zusammen, überrascht durch den Ausdruck gegenseitiger Verlegenheit, der sich auf ihren Gesichtern malte.

Claire war die erste, welche ihre Fassung wiedererlangte und das peinvolle Schweigen unterbrach:

„Ich habe dich hierhergebracht, weil dieses Zimmer der einzige sichere Zufluchtsort im ganzen Hause ist, den es in meiner Macht liegt, dir anzubieten. Jeder andre Platz würde die Gefahr deines Lebens vergrößert haben. Ich überlasse es dir auf einige Stunden. Niemand wird es einfallen, dich hier zu suchen.“

„Aber du, Claire? Wo willst du die Nacht verbringen?“

„In dem anstoßenden Zimmer, ich werde dort bis zum Anbruch des Tages wachen. Ehe die Sonne aufgeht, werde ich dir behilflich sein, zu entfliehen. Du wirst dann genügend Kräfte gesammelt haben, um in kurzer Zeit Saint Valery zu erreichen.“

„So war es also vom Schicksal bestimmt, daß ich die Rettung meines Lebens dir zu verdanken haben soll,“ murmelte er. „O Claire, werde ich jemals in die Lage kommen, dir meine Dankbarkeit bezeigen zu können?“

„Wodurch? Daß du meiner zuweilen ohne Groll gedenkst.“

„Täglich! Stündlich! Aber was kann das nützen?“ erwiderte er, indem er traurig das Haupt auf die Brust sinken ließ.

„Warum verzweifeln, Armand? Wer weiß, ob nicht die Zukunft uns nicht für die Leiden der Vergangenheit und der Gegenwart entschädigen wird?“ antwortete sie in tröstendem Ton.

„Dann liebst du mich noch, Claire?“

„Ich liebe dich und werde dich lieben, bis es Gott gefällt, mich aus dieser Welt abzurufen.“

„O Claire, Claire!“

Er stand auf, breitete seine Arme aus, und in seinen Augen leuchtete der Jubel über diese mit wenigen Worten gegebene Erklärung. Aber ein Geräusch von draußen ließ seine Füße auf demselben Fleck wurzeln. Es war der Schall von Wagenrädern, Pferdehufen und Schellengeläute, der aus immer mehr sich verringernder Entfernung an das Ohr der gespannt Lauschenden drang.

„Es ist Javarin!“ rief Claire. Sie legte ihren Finger auf den Mund, ihm durch dieses Zeichen

Schweigen und Vorsicht gebietend, und huschte schnell aus dem Zimmer, wie vorher, sorgfältig die Thür hinter sich abschließend.

## II.

Eine Stunde später hatten das alte Konventsmitglied und seine junge Frau ihre Abendmahlzeit beendet. Javarin hatte sich, sowie er den Wagen verlassen, ohne seine staubigen Reisefelleider zu wechseln, an den Speisetisch gesetzt. Er war mit Extrapoist von Paris gekommen, hatte unterwegs nur angehalten, um die Pferde zu wechseln, und versprach sich eine angenehme Nachtruhe nach der anstrengenden Reise.

Sein unordentlicher Anzug, sein struppiges, ungekämmtes Haar und seine ganze unsaubere Erscheinung verrieten die plebejische Herkunft des Mannes. Auf seinen breiten, rohen Gesichtszügen prägte sich in diesem Augenblick mehr wie je die ganze Brutalität seines Charakters aus. Seine niedrige Stirn, sein fettes, schwammiges Doppelkinn, seine hervorstehenden großen, wässrigen Augen, alles verriet den Despoten, die gemeine Denkungsweise und seine tierischen Leidenschaften.

Ihn neben Claire zu sehen, diese, so zart, so grazios und liebenswürdig, beleidigte das Auge, und alle Welt wunderte sich über die Möglichkeit, daß ein derartig bezauberndes Wesen es hatte über sich gewinnen können, ein solches Ungeheum zu ehelichen.

Und dennoch, sechs Jahre schon hatte sie mit ihm gelebt, ohne ein Wort der Klage, unter fälschlicher Zurückhaltung den Haß und die Abneigung verbergend, die der Gatte ihr einflößte. Jawohl, sie haßte den Mann, glühend heiß, und verbarg ihre wirklichen Gefühle nur in der Absicht, vielleicht eines Tages die Gelegenheit zu erhalten, sich an ihm zu rächen.

Die Ungleichheit des Alters der beiden diente nur dazu, die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Geschmacksrichtungen auffällender erscheinen zu lassen. Mit vierzig Jahren schien Element Javarin alle besseren Gefühle zu Grabe getragen zu haben und lebte nur, um in ekelhafter Gier Gelder zusammenzuscharren.

Sein Vermögen hatte sich durch die Mitgift seiner Frau mehr wie verdoppelt, aber dieses genügte ihm nicht, er geizte nach mehr und beglückwünschte das Steigen Bonapartes, seines Abgottes, von dessen Adlerflug, wie er es bezeichnete, er sich Ehren und Reichtümer versprach.

Nur Claire nahm auch nicht den geringsten Anteil an seinen ehrgeizigen Plänen und lebte gänzlich zurückgezogen in dem Schloß, wo sie geboren und erzogen. Der Inhalt ihrer Träume, ihre Neigungen waren grundverschieden, sie verehrte im geheimen ein andres Ideal. Sie träumte von Freiheit und Liebe.

So lagen die Verhältnisse, in welche an jenem Abend so unerwarteterweise Armand de Saint-Frémont hereintrat. Bei seinem Anblick erwachte die alte Liebe mit Macht, und Claire beschloß, ihn, selbst auf die Gefahr ihres eignen Lebens hin, zu retten.

Während des Mahles wurde sie von beängstigenden Gedanken gequält. Konnte nicht irgendwelche Katastrophe eintreten? Wenn der Geliebte durch einen unglücklichen Zufall entdeckt würde? Und innerlich bebend, raffte sie ihren ganzen Mut zusammen und zeigte sich kühl und gefaßt, tapfer ihr Angstgefühl niederzukämpfen.

Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, heuchelte sie ein reges Interesse an den Bestrebungen ihres Gatten und den politischen Vorgängen in Paris. Ueberrascht durch dieses ungewöhnliche Entgegenkommen, erzählte Javarin von dem Attentat auf das Leben Bonapartes, der Explosion der Höllenmaschine und den Mitteln, welche die Polizei anwendete, um die Urheber dieses verabscheuungswürdigen Verbrechens zu entdecken.

Sie werden auf das eifrigste verfolgt und sind bereits, wie ich aus sicherer Quelle in Erfahrung gebracht, von allen Seiten eingeschlossen, so, daß ein Entkommen schlechterdings unmöglich ist,“ sagte Javarin. „Bereits sind mehrere von den Galunken verhaftet, bald wird man auch den letzten des Gelichters ergreifen haben und, es ist wohl nicht nötig, daß ich hinzufüge, sie werden bestraft werden, wie sie es verdienen.“

„Aber weiß man denn, wie sie alle heißen?“ fragte Claire.

„Diejenigen, welche bis jetzt in sicherem Gewahrsam sind, haben die Namen ihrer Helfer und Helfershelfer verraten.“

Aus Furcht, sich selber zu verraten, wenn vielleicht der Name Armand de Saint-Frémonts in ihrer Gegenwart genannt würde, verzichtete Claire darauf, weitere Fragen zu stellen, stimmte jedoch lebhaft den Verwünschungen ihres Gatten gegen die Vererber dieses schändlichen Vubenstückes bei. Trotz ihrer Heirat war sie eine eifrige Royalistin geblieben, und Javarin war hocherfreut über die Art und Weise, wie sie ihm Beifall sollte und in seine Lobeserhebungen auf Bonaparte mit einstimmte.

„Ich bin dir wirklich dankbar, daß du endlich dem

Ketter unsers Vaterlandes Gerechtigkeit widerfahren läßt,“ sagte er, „es scheint, wenn sämtliche Bürger und Bürgerinnen Frankreichs so vernünftig urteilen wie du, würden alle Gefahren, welche unsrer erhabenen Republik drohen, nur in unsrer Einbildung existieren.“

„Davon bin ich ebenfalls überzeugt,“ erwiderte sie, in der Hoffnung, ihm zu gefallen, mit bescheidenem Lächeln.

„Dann handle deinen Worten gemäß.“

„Wie soll ich das verstehen?“

Als sie diese Frage an ihn richtete, stand sie vom Tisch auf, und er erhob sich ebenfalls. Dann trat er in ihre unmittelbare Nähe, ergriff ihre Hand, legte seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie auf den Mund.

Jede Berührung seinerseits war Claire widerwärtig, sie machte den Versuch, sich aus seiner Umarmung zu lösen, und ein stürmisches Verlangen, ihm zu sagen, wie sehr sie ihn haßte und verabscheute, wurde in ihrem Herzen rege. Aber sie gedachte des in ihrem Zimmer verborgenen Flüchtlings, und feinetwegen duldete sie nicht allein die Umarmung ihres Mannes, sondern erwiderte sogar mit der größten Selbstverleugnung dessen Viehstungen. Dann, um dieser für sie so demütigenden Scene ein Ende zu machen, wiederholte sie ihre Frage:

„Du sagtest, ich solle meinen Worten gemäß handeln, was wolltest du hierdurch andeuten?“

„Daß, seitdem du eine Bewundererin des ersten Konsuls geworden bist, du auch hingehen sollst und ihm deine Ehrfurcht bezeigen.“

„Ich!“ rief sie auf das höchste betroffen. „Willst du damit sagen, du wünschst, daß ich nach Paris gehe?“

„Du würdest weder die erste noch die letzte sein, welche ihm ihre Huldigungen darbringt. Du würdest, wenn du auf meinen Vorschlag eingehst, wesentlich dazu beitragen, meinen Einfluß auf seine Entschlüsse zu vermehren. Napoleon Bonaparte ist der Mann der Zukunft, und heute schon liegt bereits ganz Frankreich zu seinen Füßen. Versprich mir, sobald ich wieder nach Paris gehe, mich zu begleiten.“

„Wenn du glaubst, daß meine Gegenwart dazu beitragen kann, deine Interessen zu fördern, wohlan denn, ich bin bereit und werde mit dir fahren,“ antwortete sie.

Ein Strahl des Triumphes funkelte in seinen Augen: „O, das ist gut,“ rief er freudestrahlend, „glaube mir, Claire, ich werde versuchen, dir für dieses Entgegenkommen meine Dankbarkeit zu bezeigen. Wenn du irgend einen Wunsch hast, sprich ihn aus, dein Sklave wird dir nur zu gerne gehorchen.“

Sie schien tiefbewegt von seinen Worten zu sein und sagte:

„Nicht gerade jetzt, ich werde dich gelegentlich an dein Versprechen erinnern. Tatsächlich, ich wüßte augenblicklich nichts, aber wenn die Zeit gekommen ist, werde ich nicht versäumen, meine Ansprüche an dein Wort geltend zu machen.“

In diesem Augenblick trat ein Diener in das Zimmer, und Javarin fragte, unwillig über diese Störung, in barschem Ton:

„Nun, was giebt es? Wer wünscht etwas von mir?“

„Der Maire von Héricourt wünscht Monsieur draußen zu sprechen.“

„Der Maire von Héricourt? Diable, was will der Mann zu so später Stunde? Führe ihn herein.“

Der Maire trat herein, gefolgt von einem ganz in Schwarz gekleideten, Claire gänzlich unbekannten Individuum, und zwei Gendarmen.

„Was hat dieser nächtliche Ueberfall zu bedeuten?“ fragte Javarin in befehlendem Tone. „Gendarmen in meinem Hause?“

„Verzeihen Sie, Monsieur Javarin,“ sagte der Maire ganz zerknirscht über die Unverschämtheit, die sein Amt ihm auferlegte, „Monsieur wird alles erklären,“ indem er auf den Mann in „Schwarz“ zeigte, „er kommt mit ganz bestimmten Befehlen von Paris.“

Mehr und mehr durch diese Worte überrascht und in die höchste Aufregung versetzt, wandte Javarin sich dem Fremden zu:

„Sprechen Sie, Monsieur, denn, aufrichtig gesagt, mir ist dieses alles sehr unverständlich.“

„Sie werden sofort verstehen, Monsieur Javarin. Ich bin vom Chef der Polizei mit der Verfolgung jener Verbrecher beauftragt, welche das Attentat auf das Leben des ersten Konsuls verübt haben, und,“ fuhr er mit großem Nachdruck in seiner Stimme fort, „ich habe alle Ursache, zu vermuten, daß einer derselben sich hier im Schloß verborgen hält.“

Hätte ein Blickstrahl neben Javarin eingeschlagen, er hätte nicht mehr Symptome des Schreckens zeigen können. Sein Gesicht wurde leichenfahl, als wolle er den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld anrufen, schlug er die Augen zur Decke empor, und in einem Tone, als könne er das Unglaubliche nicht fassen, rief er:

„Hier! Welche Verrücktheit! Wenn er hier herein-  
gekommen wäre, mühte ich es wissen. Meine Leute  
würden ihn gesehen und mich von seiner Anwesenheit  
benachrichtigt haben. Es sind lauter gute Patrioten,  
und ich kann ihnen volles Vertrauen schenken.“

In diesem Augenblick trat Claire vorwärts und  
sagte mit resoluter Stimme:

„Auch ich würde die betreffende Persönlichkeit ge-  
sehen haben. Ich habe den ganzen Nachmittag vor  
dem Seitenportal des Schlosses gesessen und auf die  
Rückkehr meines Gatten von Paris geharrt. Ich begab  
mich kurz vor seiner Ankunft in das Schloß, und  
niemand konnte ungelesen von mir daselbst betreten  
haben.“

„Da hören Sie es, Monsieur,“ rief Javarin, „wie  
kommen Sie zu dem absurden Gedanken, daß einer  
dieser Verworfenen Zuflucht in dem Hause eines Mit-  
gliedes des Nationalkonventes und so wohlbekannten  
Anhängers des ersten Konsuls suchen würde, wie ich  
es bin? Das Haus Javarins zu betreten, wäre gleich-  
bedeutend für ihn mit Selbstmord.“

„Diese Briganten sind tollkühn genug, das Aeußerste  
zu wagen und zu jeder Schandthat fähig. Gerade,  
weil Ihr Schloß derjenige Platz ist, wo man sie zu-  
letzt suchen würde, ist es sehr wahrscheinlich, daß sie  
es als den geeignetsten Platz, sich vor dem Auge des  
Gesetzes zu verbergen, in erster Linie benutzen werden.“

Die Macht dieser Beweisführung traf Javarin wie  
ein Keulen Schlag.

„Vielleicht haben Sie recht,“ sagte er.

Und der Polizei-Agent fuhr fort:

„Der von mir gesuchte Verbrecher hat vor zwei  
Tagen Paris verlassen und befindet sich auf dem Wege  
nach Saint Valéry en Caux, um sich von dort nach  
England zu flüchten. Nachdem wir durch den Verrat  
eines seiner Mitschuldigen von seinem Vorhaben in  
Kenntnis gesetzt, erhielt ich vom Chef den Befehl, sein  
Entkommen unter allen Umständen zu verhindern. Bei  
meiner Ankunft in Pérécourt erfuhr ich, daß ein  
Fremder, mit dessen Person das Signalement ganz  
genau übereinstimmt, in der Dorfstraße von mehreren  
Einwohnern gesehen worden ist. Weitere eingehende  
Nachforschungen bestärkten meinen Verdacht, daß dieser  
Mann tatsächlich der Gesuchte ist. Zuletzt hat man  
ihn in der Nähe des Schlosses hier gesehen. Ich habe  
den Herrn Maire gebeten, mir diese Gendarmen zur  
Verfügung zu stellen, und komme hierher in der festen  
Ueberzeugung, daß Sie meine Anstrengungen zur Fest-  
nahme des Verbrechers nach Kräften unterstützen werden.“

Javarin verbogte sich und erwiderte in herab-  
lassendem Ton:

„Sie haben recht, wenn Sie glauben, auf meine  
Beihilfe rechnen zu dürfen. General Bonaparte hat  
keinen treueren Diener wie mich. Meine ganze Diener-  
schaft steht selbstredend zur Ihrer Verfügung. Welche  
Schritte gedenken Sie jetzt zu thun?“

„Vor allen Dingen werde ich den Park durchsuchen,  
und wenn er dort nicht gefunden wird, werde ich in  
die unangenehme Lage versetzt sein, das Schloß selber  
gründlich zu visitieren.“

„Ich werde Sie alsdann selber führen, Monsieur,“  
beeilte sich Javarin zu antworten, und sich zu den  
umstehenden Dienern wendend, befahl er: „Zündet  
Laternen an, laßt die Hunde los, dann führt Monsieur  
in den Park und zeigt ihm alle Wege.“

Diese ganze Zeit hindurch erduldet Claire wahre  
Höllenqualen. Die Hoffnung, den Mann ihres Herzens  
zu retten, schwand mehr und mehr. Sie wußte, daß,  
nachdem der Park abgesehen, jeder Winkel im Schloße  
durchstöbert werden würde, und wie konnte sie seine  
Entdeckung durch diese Spürnasen verhindern? Keine  
Lösung des Rätsels fiel ihr ein, und im Geiste sah sie  
schon Armand in ihrer Gegenwart verhaftet, prozessiert  
und erschossen.

„Was kann ich thun? Was kann ich thun?“

Plötzlich gewahrte sie, daß sie sich mit ihrem Gatten  
allein im Zimmer befand, der Polizei-Agent, der Maire,  
die Gendarmen und die Dienerschaft hatten sich nach  
draußen begeben. Man hörte, wie sie im Parke ein-  
ander zuriefen, das Bellen der Hunde, und immer  
deutlicher erkannte Claire die Gefahr, in der Armand  
de Saint-Frémont sich befand. Wie Javarin vorher,  
so warf auch sie jetzt einen verzweifelten Blick gen  
Himmel, als wolle sie ihn ebenfalls zum Zeugen an-  
rufen, aber zum Zeugen jener bitteren Notwendigkeit,  
durch die sie zu diesem letzten Schritt gezwungen  
wurde. Sie trat nach einem kurzen Augenblick des  
Ueberlegens auf Javarin zu und sagte:

„Höre mich an. Vor wenigen Minuten noch, als  
ich zusagte, mit dir nach Paris zu gehen, hast du mir  
angeboten, mir bei der ersten, passenden Gelegenheit  
deine Dankbarkeit zu bezeigen. Die Gelegenheit ist  
da, beweise sie mir jetzt. Gleich.“

„Diese Gelegenheit ist gekommen?“ stammelte er  
fast sprachlos vor Ueberraschung. „Wo? Wie?“

Sie trat jetzt ganz nahe an ihn heran und flüsterte  
mit bebender Stimme:

„Der Mann, welcher gesucht wird, befindet sich hier.“

Wie von der Tarantel gebissen, zuckte Javarin zu-  
sammen:

„Was! Hier! In meinem Hause?“ schrie er.  
„Wer hat die Frechheit gehabt, ihn ohne meinen Willen  
einzulassen? Wer gab ihm die Erlaubnis, einzu-  
treten?“

Ohne diese Doppelfrage zu beantworten, hob sie  
stehend ihre gefalteten Hände zu ihm auf und wieder-  
holte:

„Er ist hier, und ich beschwöre dich, um deiner  
Seelen Seligkeit willen, hilf mir, ihn zu retten.“

### III.

Regungslos verblieb sie in dieser bittenden Stel-  
lung und wartete pochenden Herzens auf eine Antwort.  
Er verharrte jedoch im Schweigen. Es war schrecklich,  
viel entsetzlicher wie ein Wutausbruch.

„Warum sprichst du nicht, Clement?“ wagte Claire  
endlich zu fragen. „Willst du meine Bitte nicht er-  
hören?“

Wiederum erfolgte keine Antwort. Er versuchte  
offenbar, ihr die Worte zu entlocken, die das Ge-  
heimnis des Flüchtlings verraten mußten.

„So,“ sagte er nach einer längeren Pause finsternen  
Schweigens, „du also hast diesen Mann verborgen  
und nicht bedacht, daß ich Gefahr laufe, für deinen  
Mitschuldigen gehalten zu werden? Dir kann das  
Gefahr des ersten Konsuls, nach dem alle, welche den  
Verschwörern Vorschub leisten, in gleicher Weise wie  
diese selber bestraft werden, nicht unbekannt sein. Du  
hast keinen Augenblick gezögert, ihn hier aufzunehmen  
und zu verbergen und bekennst mir deine Unklugheit  
erst jetzt, im letzten Augenblick, wo du zu der Ueber-  
zeugung gelangst, daß er unter allen Umständen ent-  
deckt werden muß. Warum interessierst du dich in so  
auffällender Weise für ihn? Kennst du diesen Men-  
schen? Wie ist sein Name? Erkläre dich! Ich warte!“

„Es ist der Chevalier de Saint-Frémont.“

„Saint-Frémont! Und dem hast du Zuflucht ge-  
währt? Unseliges Weib, weißt du nicht, daß er eines  
der gefährlichsten Werkzeuge George Cadoudals ist?  
Und du hast noch die Unverschämtheit, mich aufzu-  
fordern, dir zu seiner Rettung beihilflich zu sein —  
dieses Menschen, des furchtbarsten, verwegenen Feindes  
des ersten Konsuls? Wie konntest du auch nur im  
entferntesten daran denken, ich würde deinem wahn-  
sinnigen Verlangen Folge leisten?“

„Ich denke noch so,“ erwiderte Claire. „Ich werde  
dir sagen, warum, vielleicht wirst du dann meine Be-  
weggründe verstehen. Vor Jahren, ehe ich dich kannte,  
als ich noch nicht den leisesten Gedanken haben konnte,  
dein Weib zu werden, war ich die verlobte Braut des  
Chevalier de Saint-Frémont. Wir sollten heiraten,  
als er gezwungen wurde, ins Ausland zu fliehen, und  
ich habe ihn seit jener Zeit nicht wiedergesehen. Die  
Erinnerungen, die sein Anblick in mir wachrief, als  
er, Hilfe und Schutz unter unserm Dache suchend, vor  
mich hintrat, hinderten mich, ihn fortzuschicken. Ich  
hoffte, er würde im Laufe der Nacht, nachdem er sich  
etwas ausgeruht, seine Flucht fortsetzen, aber er ist  
noch hier.“

Dieses freimütige Bekenntnis schien nicht ohne jeg-  
lichen Eindruck auf Javarin zu bleiben.

„Warum hast du mir diese Mitteilung nicht vor  
sechs Jahren, als wir heirateten, gemacht?“ fragte er.

„Weil ich es nicht wünschte, dich weiter zu demütigen,  
nachdem du die Freilassung meines Vaters unter der  
Bedingung erwirkt, daß ich dein Weib würde. Weil  
ich zu zartfühlend war, dich zu kränken, indem ich dir  
sagte, daß ich dich niemals lieben könne, weil ich einen  
andern liebe, und daß ich lediglich meines Vaters wegen  
das schwerste Opfer meines Lebens gebracht.“

„Dann erwidert wahrscheinlich dieser Mann deine  
Liebe in demselben Maße, wie du ihn deiner eignen  
Erklärung nach liebst?“

„Ich weiß, daß er mich liebt,“ erwiderte Claire  
einfach, „und was mich anbetrifft, was können meine  
Gefühle für dich für Wert haben? O Clement, wenn  
du willst, daß ich ihn vergessen soll, rette ihn. Rette  
ihn, ich flehe dich auf meinen Knien an, ich will ihn  
vergessen, mein ganzes Leben hindurch werde ich deiner  
Großmut gedenken und dir aus dem tiefsten Grunde  
meines Herzens dankbar sein.“

Sie war niemals so schön gewesen, und auf Ja-  
varins verschwommenen, finsternen Gesichtszügen zeigte  
sich etwas wie Rührung.

Er trat einen Schritt näher und sagte in auffallend  
mildem Tone:

„Aus dem tiefsten Grunde deines Herzens? Ist  
das wahr?“

„Ich habe niemals eine Lüge gesagt,“ erwiderte sie  
zur Bekräftigung ihres Ausspruchs. „Rette Armand,  
und ich habe keine weiteren Wünsche, als nur für dich  
zu leben.“

Er preßte sie an sein Herz.

„Nun, du kleine Zauberin, was wünschst du von  
mir? Was soll ich thun?“

„Du willst ein?“ rief sie.

„Ich muß ja, wenn deine Liebe, die ich so lange  
habe entbehren müssen, der Preis ist.“

Freudenthränen entströmten ihren Augen, in ihrem  
innersten Herzen jubelte es auf, und zum ersten Male  
fühlte er ihre freiwillig gegebenen Küsse. Unglücklicher-  
weise jedoch hatte sie aufgehört, sein Gesicht zu beob-  
achten, sie gewahrte nicht das unheimliche, verräterische  
Funkeln seiner Augen.

„Wo hast du ihn verborgen?“ fragte er.

„In meinem Zimmer.“

„Dann führe ihn sofort hierher.“

„Hierher! In dieses Zimmer?“ rief sie in höchster  
Bestürzung. „Aber sie werden ihn hier sehen!“

„Nein, das werden sie nicht. Sie sind weit draußen  
im Park, und wir haben Zeit genug, ihn in Sicher-  
heit entziehen zu lassen. Nun aber eile dich. Sieh  
ihm einen von meinen Mänteln und Geld, wenn er  
daran benötigt ist. Geh schnell!“

Sie gehorchte und schlüpfte geschwind zur Thür  
hinaus. Kaum war sie verschwunden, als Javarin so  
schnell es seine Körperfülle erlaubte zu der Hinterthür  
eilte, die in den Park führte, wo einer der Gendarmen  
als Posten stand.

„Laufen Sie und sagen Sie dem Polizei-Agenten,  
ich wünsche ihn hier sofort zu sprechen. Ich glaube,  
wir haben den Vogel gefangen, den er sucht.“

Dann kehrte er in das Zimmer zurück, die Hände  
krampfhaft zusammengeballt, als wolle er einen un-  
sichtbaren Gegenstand zermalmen, ein düsteres Feuer  
loderte in seinen Widen und ein hämisches Lächeln  
umspielte seine breiten, wulstigen Lippen.

„Wir sind hier,“ sagte Claire plötzlich. Und da  
war sie, und neben ihr stand Armand de Saint-  
Frémont.

„Kommen Sie, Monsieur,“ sagte Javarin, „ich  
werde Sie bis zum Parkthor führen und Ihnen die  
Richtung zeigen, welche Sie einzuschlagen haben. Meine  
Frau wird, falls Ihre Verfolger früher wie erwartet  
zurückkehren, versuchen, dieselben hier aufzuhalten.“

Mit diesen Worten schob er den sich in den heißesten  
Dantesversicherungen ergehenden Chevalier zur Thür  
hinaus. Sie waren jedoch nur wenige Schritte ge-  
gangen, als der Polizei-Agent, gefolgt von seinen  
Leuten, herbeieilte und auf Javarins Ruf auf diesen  
zulief.

„Zu spät!“ riefte der letztere zu Saint-Frémont  
gewendet und stieß ihn in das Zimmer zurück, welches  
sie eben gemeinsam verlassen.

Bei diesem unerwarteten Anblick stieß Claire, vor  
Schrecken und Furcht fast gelähmt, einen gellenden  
Schrei aus, und fest davon überzeugt, daß nur ein  
böses Mißgeschick das Vorhaben ihres Gatten vereitelt  
habe, schwankte sie auf diesen zu. Er wehrte sie jedoch  
von sich ab, und dem Polizei-Agenten zuwinkend, sagte  
er, indem er gleichzeitig mit dem Finger auf Saint-  
Frémont deutete:

„Dort ist der Mann, welchen Sie suchen.“

Mit einem Schlage war ihr die Sachlage klar.

„Glender! Verräter!“ Unter heftigem Schluchzen  
schleuderte sie ihm diese Worte ins Gesicht. Er jedoch  
blieb völlig ungerührt, und mit einem hasserfüllten  
Lächeln sich zu ihr niederbeugend, flüsterte er, nur  
ihrem Ohr verständlich:

„In dem Augenblick, wo du mir deine Liebe zu  
ihm bekanntest, hast du sein Todesurteil ausgesprochen.“

Währenddessen hatten die Gendarmen versucht, sich  
der Person Saint-Frémonts zu bemächtigen, aber ohne  
Kampf wollte dieser sich nicht seinen erbarmungslosen  
Widerstachern ergeben. Gegen die Wand gelehnt, um  
sich den Rücken zu decken, in der rechten Hand eine  
Pistole, die er blitzschnell aus der Innenseite seines  
Rockes gezogen, stand er da und hielt seine Verfolger  
in Schach. Plötzlich jedoch schlug einer der Gendarmen,  
der sich unbemerkt seitwärts an ihn herangeschlichen  
hatte, ihm mit dem Gewehrstoß auf den Arm, daß  
die Schußwaffe klirrend zu Boden fiel, und jetzt befand  
er sich wehrlos der Uebermacht gegenüber.

„Ich hoffe, Monsieur,“ sagte Javarin zu dem  
Agenten, „daß Sie dem ersten Consul Mitteilung von  
meinem Eifer für die gerechte Sache der Republik  
machen.“

„Seien Sie fest überzeugt, Ihnen wird Gerechtigkeit  
widerfahren,“ antwortete der Mann.

„Sagen Sie ihm außerdem,“ fügte Javarin hinzu,  
„daß es nur durch die energische Beihilfe meiner Frau  
gelungen ist, den Verbrecher zu verhaften.“

Ein Schrei des Abscheus und des Entsetzens ent-  
rang sich Claires Brust bei dieser perfiden Anschul-  
digung, und sich zu ihrer ganzen Höhe aufrichtend,  
rief sie:

„Schensal! Verworfenen! Du lägst! O Armand,  
um unsrer Liebe willen, glaube ihm nicht —“

Aber Javarin unterbrach sie mit lauter Stimme  
und brüllte, zu dem Polizei-Agenten gewendet:

„Glauben Sie ihr nicht! Das Weib ist toll! Sie  
war es, welche den Gefangenen verriet, sie wollte dem  
ersten Consul ihre Ergebenheit beweisen.“

Bei diesen Worten drehte der Chevalier, welcher

gerade aus dem Zimmer geführt wurde, sich um. Seine Augen ruhten mit einem tieftraurigen Ausdruck auf Claire, die, halb wahnsinnig vor Schmerz, den stummen Vorwurf in ihnen las. In Verdacht von ihm! Das war mehr, wie sie ertragen konnte. Javarins Worte hatten diesen Argwohn in ihm wachgerufen und sein Vertrauen zu ihr auf die niederträchtigste Weise zerstört.

Er winkte den Gendarmen, ihren Weg fortzusetzen, allein Claire stürzte vorwärts und hinderte sie am Weiterschreiten. Sie wollte den Geliebten nicht fortführen lassen, ehe sie sich ihm gegenüber gerechtfertigt hatte. Sie beschwor ihn, Javarins Aussagen keinen Glauben zu schenken, sah jedoch zu ihrer grenzenlosesten Qual, bei der Kälte, die er zur Schau trug, daß er von ihrer Schuld überzeugt sei. In ihrer Verzweiflung wurde ihr Auge durch den mattglänzenden Lauf der Pistole angezogen, die der Gendarm vorhin aus der Hand Saint-Frémons geschlagen.

Noch lag die Waffe unbeachtet auf dem Fußboden. Schnell sprang sie hinzu, nahm sie und näherte sich mit erhobener Rechten Javarin.

„Ich will beweisen, daß ich nicht deine Mitschuldige bin!“ rief sie mit erhobener Stimme.

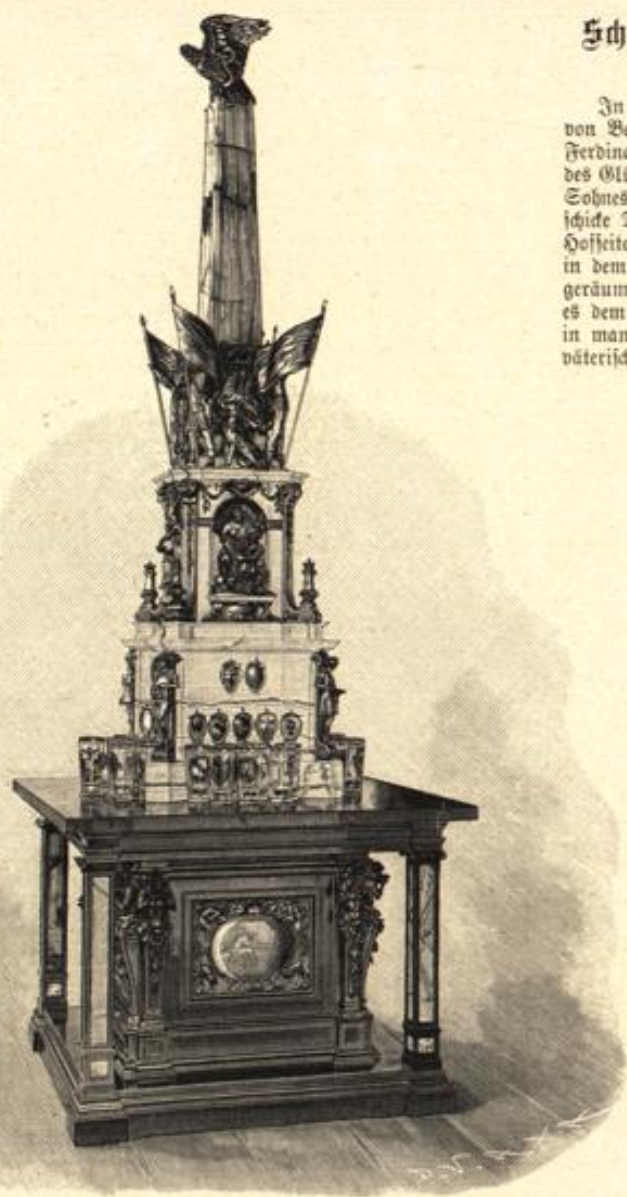
Dann, ein Bliz, ein Knall, und mitten durch den Kopf geschossen sank Javarin leblos zu Boden.

Einige Tage später wurde der Chevalier Armand de Saint-Frémont vor das Standgericht gebracht, zum Tode verurteilt und auf der Ebene von Grenelle hingerichtet.

Claire, wegen Sattenmordes verhaftet, erlangte jedoch bald ihre Freiheit wieder.

Napoleon Bonaparte hatte sich nach einiger Ueberlegung dahin entschieden, daß sie nicht prozessiert werden solle.

Nur wenige Jahre später folgte sie dem Geliebten. Ein schmuckloses Kreuz auf dem Friedhofe zu Héricourt bezeichnet ihre letzte Ruhestätte.



Krebenztisch der deutschen Burschenschaft im Bismarck-Museum.  
Geschenkt zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten.

## Schönhausen und das Bismarck-Museum.

Mit fünf Abbildungen.

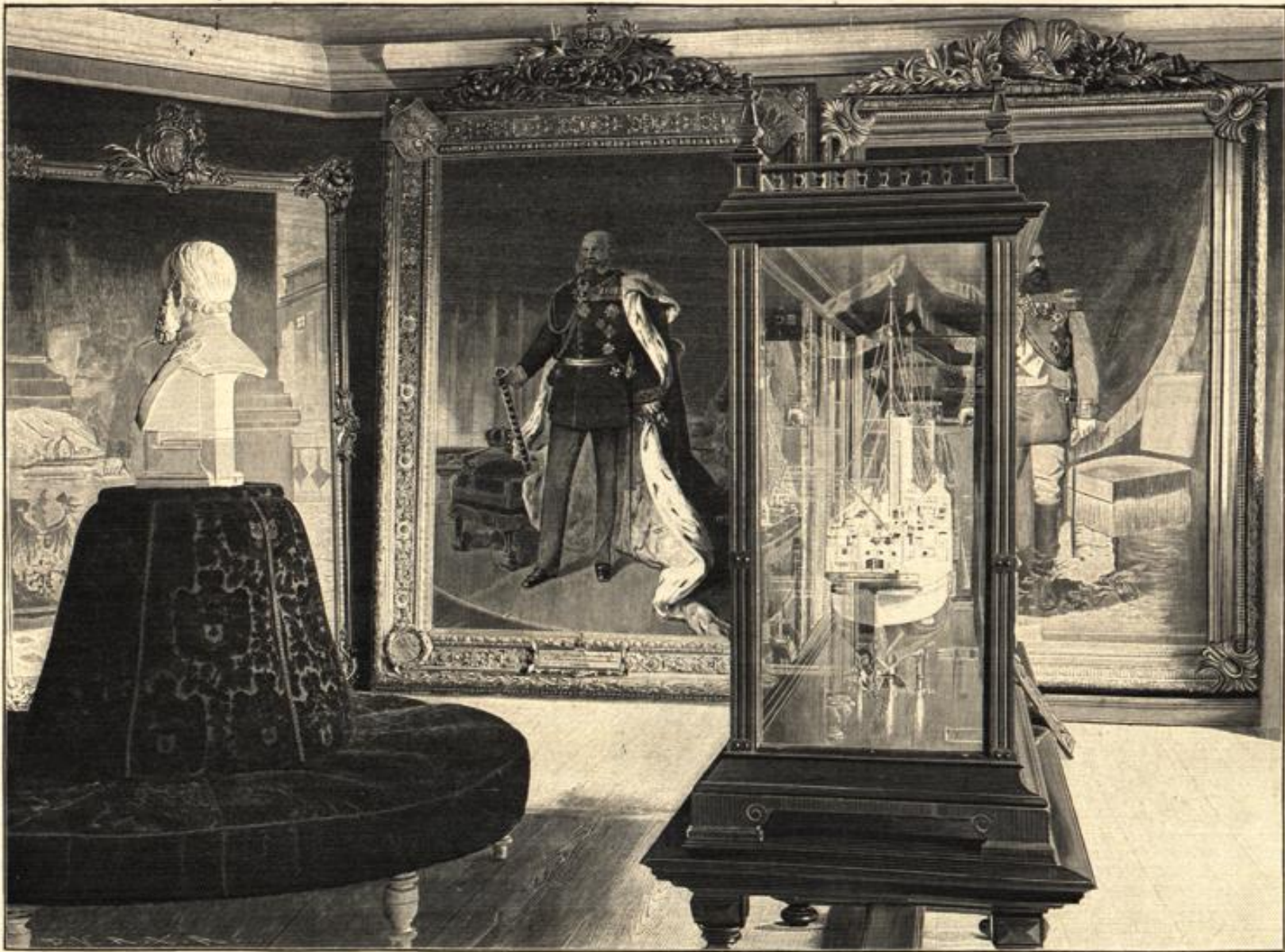
In dem kleinen Dorfe Schönhausen, etwa zwölf Meilen von Berlin entfernt, in der Altmark gelegen, war es, wo Ferdinand von Bismarck am 1. April 1815 „unter Verbitung des Glückwunsches“ die Geburt eines Sohnes bekannt gab, jenes Sohnes, der als größter Staatsmann jahrzehntelang die Geschichte Deutschlands, ja ganz Europas lenkte. Das nach der Hofseite zu gelegene Zimmer des alten verwitterten Schlosses, in dem Otto von Bismarck das Licht der Welt erblickte, ist ein geräumiges, helles Parterrezimmer. In der letzten Zeit diente es dem gräflich Herberichschen Paare als Schlafzimmer; hier, wie in manchen andern Räumen hat die schlichte Einfachheit der altväterischen Möbel den Ansprüchen moderner Eleganz und Behaglichkeit weichen müssen. Aber in den alten hohen Bäumen, in den dichten grünen Hecken rauscht und flüstert es noch von jenen fernen Tagen, in denen hier der junge Otto in überhäumender Jugendlust herumgetollt; oder jene Herkulesstatue kann davon Zeugnis ablegen, deren Rückfront er eifrig mit Schrot beschoss. Und dann wieder neben den Spuren kindlicher Schießversuche die gewaltigen Kanonen, die in Frankreich erbeutet und im Schönhausener Park zum ewigen Gedenken der ruhmreichen Tage aufgestellt wurden.

Vollkommen in der alten Einfachheit ist die kleine Dorfkirche gehalten. Befremdet äußerlich der seltsame Bau, bei dem der Turm hausartig in der ganzen Breite des Längsschiffes die Kirche überragt, so macht der Innenraum einen wenn auch feierlichen, so doch patriarchalisch-gemüthlichen Eindruck. Es ist nur ein kleines Kirchlein, das nur wenige Gläubige faßt, und doch wohl geeignet, eine weiche, ernst-andächtige Stimmung zu erzeugen. Die Kanzel sowohl wie der Bismarckische Kirchenstuhl zeigen reiches, teilweise recht geschmackvolles Holzschnitzwerk. Ueber dem Kirchenstuhl zeigen zwei große Reliefs die Wappen von Bismarcks Eltern; die Bilder der Eltern selbst sind hoch oben über der Kanzel angebracht.

Es ist selbstverständlich, daß uns in allen Schlössern des Fürsten, in Schönhausen, Varzin und Friedrichsruhe auf Schritt und Tritt Gegenstände in die Augen fallen, die auf bedeutame Lebensabschnitte des Altreichskanzlers Bezug haben. Aber für die überreiche Fülle von Gaben, die Dankbarkeit und Verehrung dem Fürsten spendet, reichen die Räume der Schlösser nicht mehr aus. Es erschien als notwendig, das ganze, geräumige erste Stockwerk eines großen Gebäudes in Schönhausen in ein Bismarck-Museum



Das fürstliche Schloß, vom Eingang gesehen. In dem Zimmer, dessen Fenster offenstehen, wurde Fürst Bismarck geboren.  
Schloß Schönhausen und das Bismarck-Museum. Nach photographischen Aufnahmen von Hans Breuer in Hamburg.



Souveränen-Saal im Bismarck-Museum.



Inneres der Kirche von Schönhausen (links die Plätze der fürstlichen Familie).

Schloß Schönhausen und das Bismarck-Museum. Nach photographischen Aufnahmen von Hans Breuer in Hamburg. (Artikel S. 452.)

umzuwandeln, in dem die Gaben ihrer Art nach oder in chronologischem Zusammenhang angeordnet sind. Fast alles, was das Museum aufweist, sind Geschenke, doch gelegentlich auch andre Erinnerungszeichen, oft unscheinbarer Natur, doch bedeutsam dem aufmerksamen Betrachter. So die Handschuhe, die Bismarck an jenem Tage trug, wo in Rissingen der Nordbube Kullmann nach seinem Leben trachtete; noch sieht man auf der Innenseite des einen Handschuhs einen deutlichen Blutsfleck. Oder jenes andre Paar Handschuhe, das Bismarck in dem Moment trug, wo er durch die Rettung seines Dieners aus den Fluten des Wassers sich die Auszeichnung errang, die er stets mit dem höchsten Stolz trug: die Rettungsmedaille.

Betritt man das Museum durch den Vorflur, der mit afrikanischen Waffensammlungen, einem Geschenk des Afrikanforschers Eugen Wolff, geschmückt ist, so gelangt man in den bedeutendsten und schönsten Saal der Sammlung, den Souveränen-Saal. In der Mitte thront über einem runden Stufensofa die Büste des ersten deutschen Kaisers. Lebensgroße Porträts, von der Hand der ersten Künstler gemalt, schmücken die Wände, neben den Gestalten der drei deutschen Kaiser auch die des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Italien. Doch auch das Gemälde des verstorbenen Zaren fehlt nicht, zum Beweise dafür, daß Bismarck die schwierige Aufgabe gelöst hat, auch mit Rußland gut Freund zu sein. In demselben Raum steht noch, wohlbehalten durch einen Glaskasten, das mächtige, wohl drei Meter lange Modell des Doppelschraubendampfers „Prinz-Regent Luitpold“, ein Geschenk des Norddeutschen Lloyd. Es ist nicht möglich, alle die Gaben aufzuzählen, die die vielen Zimmer bergen, und noch stehen viele Kisten unausgepackt, viele Geschenke, die noch der Einordnung harren. In dem einen Zimmer windet man sich mühsam zwischen lauter Glaschränken durch, die dicht gefüllt sind mit Uhren, Dosen, Ringen, Bronzen, kostbarem Porzellan; in einem andern wieder ist ein gewaltiger Tisch ausschließlich bedeckt mit Geschenken, die Kaiser Wilhelm I. seinem treuesten Helfer gegeben hat, darunter zum Beispiel eine herrliche Nachbildung des Niederwalddenkmals. Nachbildungen der verschiedensten Denkmäler in Bronze, Kupfer und Silber sind zahlreich in diesen Räumen anzutreffen; aber am meisten interessiert wohl jeden das einzige vorhandene Gipsmodell des Denkmals, das die deutschen Corpsstudenten dem Fürsten auf der Rudelsburg bei Rößen errichtet haben. Von der dunkeln Wand, an der das Pultzeug des Fürsten aus der Göttinger Zeit hängt, hebt sich wirkungsvoll das Denkmalmodell ab, auf dem der Fürst selbst als forschender Student gebildet ist. Der eigentümliche weiche, fast romantische Zug, den alle Bilder des Fürsten aus seiner Jugendzeit aufweisen, ist auf dem Denkmal vorzüglich wiedergegeben. Und doch erkennt man in seinen Zügen gleichzeitig schon den unbegleiteten Willen, die unbezwingliche Kraft. Auf den Stufen des Sockels ruht eine mächtige Dogge, die dem Geruch nach der junge Studiosus Bismarck sogar zu dem peinlichen Verhör vor dem Universitätsrichter mitnahm. Die Vorliebe für die großen treuen Hunde ist dem Fürsten bis in sein hohes Alter geblieben.

Zu den hervorragendsten Stücken des Bismarck-Museums gehört jener große, mit allen möglichen studentischen Emblemen, Wappen und Schoppen geschmückte Kredenzstisch, den die deutsche Burschenschaft dem Fürsten zu seinem achtzigsten Geburtstag gewidmet hat. Fast unübersehbar ist die Zahl künstlerisch ausgeführter Adressen, in denen der Fürst zum Ehrenbürger, Ehrendoktor, Ehrenmitglied von Städten, Universitäten, Vereinen und Innungen ernannt wurde, die sich selbst ehren wollten. Daneben auch jene, wehmütige Erinnerung hervorruftende Abschiedsadresse der Berliner Bürgerchaft, die mit 39 000 Unterschriften bedeckt, dem Fürsten am 29. März 1890 überreicht wurde.

Doch auch der Humor kommt häufig zu seinem Recht. So zum Beispiel in dem Wimmungsgebiß der Münchener Zacherlbrauerei, oder in jenem Nagel mit der Inschrift: „Dies ist der Nagel, den Fürst Otto von Bismarck seit 1862 immer richtig auf den Kopf getroffen hat.“ Einen geradezu rührenden Eindruck macht es aber, wenn wir neben den kostbarsten Geschenken plötzlich eine Pudelmütze oder ein Paar Pulswärmer erblicken, die eine einfache Frau aus dem Volke in Sorge um die Gesundheit des greisen Fürsten gearbeitet hat. Und vielleicht liegt gerade in dieser Art von Spenden der größte Wert des Museums. Es ist eben keine Ausstellung kostbarer Gaben, die fürstlicher Guld oder Laune entsprungen sind, sondern es ist eine Sammlung von Dingen, die die Liebe und Treue eines ganzen Volkes zum Ausdruck gebracht hat, von dem mächtigen Herrscher hinab bis zu dem schlichten Arbeiter.

### Der Fridei.

(Bild S. 444.)

„Immer fidel!“ — das ist die Devise, die sich der Fridei erwählt hat, und damit auch alle andern wissen, daß er nicht vorhat sich über die Rätsel des Lebens den Kopf zu zerbrechen.

so hat er sich's auf seinen breiten, ledernen Leibgurt flicken lassen. Und warum sollte er denn auch anders sein als immer fidel! Jung und gesund ist er, zum Essen und zum Trinken langt's, denn er hat tüchtige Arme, wie sie der Holznecht braucht, um sich sein ehrliches Brot zu verdienen; und mag's auch manchmal etwas hart ausgefallen sein, keine Zähne werden schon damit fertig. Und jetzt gar, seit er vom Bergführerkurs in Jansbrud zurückgekommen ist mit einer Verschönerung schwarz auf weiß, daß er als Bergführer auf das wärmste empfohlen wird — da muß ihm doch der Himmel voller Geigen hängen. Jetzt darf ihm schon die Pfeife gar nimmer kalt werden, den gelben Lettinger hat er gleich an Vorrat aus „Sprud“ mitgebracht, denn der Kramer hebt ihn schlecht auf, zu nahe beim Petroleum, und da riecht sein Tabak manchmal etwas danach. Daß zum Fridei auch ein „Moidel“ gehört, das ist eh klar, hat doch jeder reiche Burck ein Deandl. Lange widerstanden hat sie seinen Liebeswerbungen auch schon vorher nicht, und jetzt sind sie ganz ein Herz und ein Sinn, denn der Fridei muß sich ja ein satrisches Geld verdienen im Sommer als autorisierter Bergführer. Die Herren und Damen mit dem konnischen Deutsch, das man aufs



Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Werner in Hamburg.

Modell des Denkmals auf der Rudelsburg.

Schloß Schönhausen und das Bismarck-Museum. (Artikel S. 452.)

erste Mal gar nicht versteht, weil sie aus Berlin oder da herum in die Alpen kommen, die nehmen ja doch keinen lieber mit hinauf als den Fridei, weil er immer treuzschmalerfidel ist. Ein paar Jährln, und der Fridei hat so viel Geld beisammen, daß er mit dem Moidel eine Wirtschaft anfangen kann. Und wenn es dann gut geht — und warum sollte es denn nicht, denn das Moidel versteht zu kochen und zu hauen! —, dann wird der Fridei noch der reichste Mann im Thal. Also immer fidel!

### Schleppdampfer in Not.

(Bild S. 448.)

Der Schleppdampfer, den unser Bild darstellt, hat sich auf der Barre, die der Hafeneinfahrt vorgelagert ist, festgefahren, und See auf See bricht sich über dem Schiffe, das weder vorwärts noch rückwärts kann. Der rechte Kadlaffen ist bereits zertrümmert; bald wird der Mast kürzer, an welchem die Rettungsboje weht. Die Mannschaft befindet sich in höchster Gefahr. Von der Kostengalotte aus und vom Feuerstift hat man aber die gefährliche Situation des Dampfers bemerkt, und schon nahen die Rettungsboje, denen es auch nach harter Arbeit gelingt, Schiff und Mannschaft zu bergen.

## Gräfin Lotte.

Roman aus der Gesellschaft

von  
D. Ester.

3

9.

**S**err August Theodor Brinkmann sah mit seiner Gattin und seinem Sohne beim ersten Frühstück. Brinkmann senior und Brinkmann junior bildeten in ihrer äußeren Erscheinung die denkbar größten Gegensätze. August Theodor, der ältere, eine behäbige Bürgergestalt in bequemer, ja-lopper, nicht ganz reinlicher Kleidung, August Theodor, der jüngere, ein Sigerl, nach der allerneuesten Mode gekleidet. Jener mit einem ziemlich gewöhnlichen Bulldoggengesicht, kleinen, schlauen Neuglein, schlecht rasiertem Bart; dieser glatt und geschneigelt und nach Patfschulibustend, als käme er gerade aus dem Friseurladen. Der Alte eine charakteristische Persönlichkeit, der man die harte Arbeit der Jugend und die stete, aufreibende Jagd nach Geld und Gut bei jeder Bewegung, jedem Wort anmerkte, der Sohn ein fader Geck, der in dummem Stolz auf seines Vaters Millionen in den Tag hineinlebte und seine Unterhaltung vorzugsweise auf dem Rennplatz, bei Theaterpremieren, Circus und Spezialitätenvorstellungen fand. Aber so sehr verschieden Vater und Sohn auch in manchen äußerlichen Seiten waren, in einem Punkt fanden sie sich stets wieder zusammen: dem ungemessenen Stolz auf ihren Reichtum. Dem Alten stand die Entschuldigung zur Seite, daß er sich diesen Reichtum mittels kühner und geschickter Börsengeschäfte selbst erworben, nachdem er den Grund dazu durch seine Häuser- und Bauspekulation gelegt hatte; der Sohn konnte sich solcher Thaten nicht rühmen, denn ernsthaft gearbeitet hatte er in seinem fünfundsiebenzigjährigen Leben noch keinen einzigen Tag. Aber noch ein zweiter Vereinigungspunkt zwischen Vater und Sohn war vorhanden: der Ehrgeiz, in eine höhere Gesellschaftssphäre aufzusteigen. Leider war es dem Alten nicht gelungen, den Kommerzienratsstiel zu erhalten; verschiedene bedenkliche Geldgeschäfte standen dieser Auszeichnung entgegen; er mußte also auf andre Weise seinem Ehrgeiz Befriedigung verschaffen. Anfangs dachte er daran, sich ein großes ritterschaftliches Gut in Mecklenburg zu kaufen; er stand aber von diesem Plane ab, als er in Erfahrung brachte, daß seine Familie dadurch doch nicht in dem Kreis des mecklenburgischen Adels Zutritt erhielt. Dann versiel er auf den Gedanken, seine schöne und kluge Tochter mit einem Herrn vom hohen Adel zu verheiraten. Er verfolgte dies Ziel mit großer Fähigkeit und fand in der Gräfin Osterhagen eine würdige Bundesgenossin. Ueber das Gelingen seines Planes war er sehr erfreut, weniger befriedigt jedoch über die Haltung, welche sein hochgräflicher Schwiegersohn ihm gegenüber einzunehmen beliebte. Jetzt arbeitete er daran, auch seinem Sohne eine adlige Gattin zu verschaffen, aber August Theodor junior war ein allzu abschredender Gegenstand selbst für solche junge Damen, die gern ihren hochadligen Namen mit einem einfach bürgerlichen vertauscht hätten, der wegen des Hintergrunds seiner Millionen einen so vollwichtigen Klang besaß. August Theodor junior hielt sich allerdings für unwiderstehlich; er kleidete sich nach der neuesten englischen Mode, trug beständig ein Monocle im rechten Auge, besaß einen wohlgefüllten Rennstall, war in allen Premieren, fehlte auf keinem Rennen und — last not least — er war Reserve-Offizier bei einem Provinzial-Drägerregiment, nachdem er bei den 1. Gardedragern in Berlin einjährig gedient und es bei diesem feudalen Regiment zum Reserve-Untersoffizier gebracht hatte. Er genügte mithin allen Ansprüchen, welche eine junge Dame von Stand an einen Gatten zu stellen berechtigt war.

Das Bild der braven Familie Brinkmann wäre nicht vollständig, wollten wir Frau Marie Brinkmann nicht mit einigen Worten erwähnen. Freilich, weder

Brinkmann Vater noch Brinkmann Sohn erwähnte die wackere Frau sehr gern, denn Frau Marie Brinkmann, geborene Lehmann, entstammte dem hohen Norden Berlins, wo ihr Vater ein kleiner Gärtner gewesen war, der auf einem kleinen Wägelchen Kohl, Kartoffeln, Obst und anderes Gemüse feilgehalten hatte. Frau Marie hatte ihrem Vater bei diesem Handel geholfen, bis sich dieser als Grünframladler am Wedding seßhaft machte, wo Marie in dem Grünframladen die Kunden bediente. Der alte Lehmann erwarb mit der Zeit ein hübsches Stück Geld. Dieser Umstand und die frische Schönheit Mariens reizten den damals noch armen August Theodor Brinkmann; er führte Marie Lehmann als seine Gattin heim. Aber der Gemüsehandel und der Grünframladen hatten doch merkliche Spuren bei Frau Marie zurückgelassen, welche alle feidenen Kleider, alles Gold und alle Diamanten nicht verdecken konnten, mit denen sie sich nur allzugern schmückte. Sie stand mit der deutschen Sprache noch immer auf recht gespanntem Fuße, und wenn sie in Erregung geriet, sprach sie einen unverfälschten Berliner Markthallendialekt. Im übrigen war sie eine herzensgute, brave Frau, die sich trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre eine derbe Frische des Aussehens und Reste ihrer früheren Schönheit bewahrt hatte, so daß sie in reicher Toilette und bei feistlicher Beleuchtung noch immer Aufsehen erregte, falls sie klug genug war, sich auf keine längere Unterhaltung einzulassen.

Herr Brinkmann senior legte tiefschmerzhaft das Zeitungsblatt, in dem er gelesen, auf den Tisch und blickte gedankenvoll auf die mit einer feinen Serviette bedeckte silberne Platte.

„Was ist dir, August?“ fragte Frau Marie besorgt. „Ist dich die Lachsstulle nicht gut bekommen?“

Herr Brinkmann seufzte abermals, während August Theodor junior seiner sprachunkundigen Mutter einen „sprechenden“ Blick zuwarf.

„Ich lese da eben,“ entgegnete Herr Brinkmann, „von einem glänzenden Fest, welches Graf und Gräfin Hohenau gegeben haben. Unser Schwiegersohn ist auch wieder dabei gewesen, natürlich unsere Tochter auch — aber wir — wir sitzen hier in der Lühovstraße, und kein Mensch bekümmert sich um uns. Es ist doch 'ne ungerechte Welt.“

„Ich hab's dir immer gesagt, August, du hättest sollen den Kommissionsratsstitel annehmen, den der König dir verleihen wollte, vielleicht wärst denn doch auch auf die Hofbälle gekommen.“

„Mama, ich bitte dich, sprich nicht solchen Unsinn,“ fuhr August Theodor junior auf. „Papa hatte Anspruch auf den Geheimen Kommerzienrat; den Titel Kommissionsrat durfte er schon meinetwegen nicht annehmen. Wenn mich meine Kameraden gefragt hätten: Was ist Ihr Vater? — Und dann Kommissionsrat —?“

„Ich verstehe nicht von der Sache, August,“ meinte gutmütig lächelnd Frau Marie. „Aber 'n Titel ist doch 'n Titel, und wenn er noch dazu königlich ist...“

„Schweig, Marie,“ gebot Herr Brinkmann würdevoll. „Berlin kennt mich auch ohne Titel. Aber unserm gräßlichen Schwiegersohn verdank ich's, daß er uns nicht in seine Gesellschaften einlädt. Na, ich habe wenigstens noch den Daumen auf'm Beutel.“

„Ich habe schon daran gedacht,“ nahm der Sohn wieder das Wort, „ob wir nicht einmal hier bei uns ein großes Fest veranstalten sollten. Die Räume haben wir ja dazu. Ich verpflichte mich, meine Kameraden von den Gardebrigaden mitzubringen; mein Freund, der Graf Balten...“

„Ach der!“ rief Frau Marie. „Der kommt nur, um unserer Votte die Cour zu schneiden. Na, wenn ich Vottens Mann wäre!“

„Du sprichst eben, wie du's verstehst, Mutter,“ verwies August Theodor die alte Frau. „Das ist einmal in der ersten Gesellschaft so Sitte — niemand denkt sich etwas Schlimmes dabei.“

„Na, mir kann's recht sein. Meiner Votte bin ich sicher.“

„Was wolltest du von deinem Freund, dem Grafen Balten, sagen?“ fragte der alte Brinkmann neugierig.

„Graf Balten hat schon mehrere Male gefragt, weshalb wir nicht einmal ein Fest geben, ein Diner oder einen Ball. Wenn sich die erste Gesellschaft in unsern Salons versammelt, dann wird uns auch bald der Zutritt in ihre Salons geöffnet werden.“

„Bravo, mein Junge! Die Idee ist gut. Sprich mit deinen Freunden. So 'n paar alte Gräfinnen und Baroninnen mit den dazu gehörigen Töchtern habe ich an der Hand — sie dürfen nicht nein sagen. Na, und die Osterhagens müssen ja auch kommen. Apropos, wie steht du denn eigentlich mit Comtesse Meta?“

August Theodor junior zuckte verächtlich die Schultern und klemmte das Monocle tiefer ins Auge.

„Ja nicht!“ entgegnete er in unverfälschtem Berliner Dialekt.

„Das thut mir leid. Na, ich will mal 'n vernünftiges Wort mit der alten Gräfin sprechen.“

In diesem Augenblick trat der Diener ein und überreichte dem alten Brinkmann auf silberner Platte eine Karte. Brinkmanns Wüsten zu leben. Der Diener war in hellgraue Livree mit breiten Silberstickereien gekleidet, und die Platte, auf der die Karte lag, bestand aus gediegenem Silber.

„Wenn man vom Wolf spricht, ist er auch schon da!“ rief Herr Brinkmann lachend. „Die alte Gräfin will mich sprechen. Na, das läuft wieder uff 'n Pump hinaus.“

„Die Gräfin?! — Na, ich bin noch in Morgentoilette! Ich kann mir nicht sehen lassen.“

„Brauchste auch ja nicht, Marie. Die Gräfin will mich alleine sprechen. Also führen Sie die Frau Gräfin in mein Bureau,“ wandte er sich an den Diener, der sich mit einer Verbeugung entfernte.

Der junge Brinkmann erhob sich. „Ich werde zu meinem Freunde, dem Grafen Balten, fahren,“ nieselte er, sich den dünnen Schnurrbart in die Höhe streichend, „um mit ihm über unsern Ball Rücksprache zu nehmen.“

„Thu das, mein Junge,“ sagte der Alte. „Ich will mir die Wünsche der Gräfin anhören; vielleicht läßt sich etwas für dich thun.“

Brinkmann junior lächelte verächtlich. Er war sich seines Wertes allzusehr bewußt, als daß er an seinem schließlichen Erfolge hätte zweifeln können. Wenn er sich nur erst einmal wirklich Mühe gab! Aber das lockere Junggesellenleben gefiel ihm vorläufig noch recht gut; er mochte es selbst nicht gegen die Ehe mit einer leibhaftigen Gräfin vertauschen.

„Willst du nicht wenigstens eine frische Krawatte umbinden, August?“ mahnte Frau Marie ihren Gatten. Aber dieser warf nur einen flüchtigen Blick in den Spiegel und schüttelte dann mit breitem Lächeln das Haupt. „Die Gräfin und ich,“ meinte er spöttisch, „kennen uns in- und auswendig; da kommt es auf eine mehr oder weniger reine Krawatte nicht an.“

Er wischte die Brotkrumen ab, die das Frühstück auf seiner Krawatte zurückgelassen hatte, schmunzelte sehr vergnügt und begab sich in sein Bureau.

## 10.

Die Gräfin streckte dem Schwiegervater ihres Sohnes mit gewinnender Liebeshäufigkeit beide Hände entgegen.

„Verzeihen Sie mir, lieber alter Freund,“ rief sie, „daß ich Sie schon so früh überfalle...“

„Bitte, bitte, Frau Gräfin,“ wehrte Herr Brinkmann höflich ab. „'s ist ja schon elf Uhr. Mein Tagewerk begann in früherer Zeit um sieben Uhr morgens. Aber die Zeiten ändern sich.“

„Ja, ja,“ seufzte die Gräfin, „die Zeiten ändern sich. Ich hatte gehofft, sie sollten sich bessern; sie haben sich aber nur verschlechtert.“

„Nun, nun, Frau Gräfin, wo steht es denn?“ fragte lächelnd der alte Brinkmann. „Nehmen Sie Platz, und lassen Sie uns plaudern. Wenn ich Ihnen helfen kann — Sie wissen ja, wie gern ich's thue.“

Er schob der Gräfin einen bequemen Sessel hin, während er vor seinem hocheleganten Diplomatenschreibtisch Platz nahm. Die Ausstattung des auf das kostbarste und geschmackvollste eingerichteten Herrenzimmers wollte allerdings nicht recht zu der derben, gewöhnlichen Erscheinung des alten Brinkmann passen; nur ein abgenutzter, alter Geldschrank erinnerte an die Geschäftstätigkeit des reichen Mannes. Der Geldschrank und sein Besitzer zeigten geradezu eine gewisse Ähnlichkeit; breit und schwer standen beide auf den Füßen, edel und massiv waren sie in ihrer äußeren Erscheinung, abgenutzt, abgehackt und ohne Politur, aber stolz und würdevoll in dem Bewußtsein ihres inneren Wertes. Und diesen inneren Wert konnte man auch bei beiden genau in Fibern und Zahlen ausdrücken. Beide waren nur erfüllt von dem Gedanken — wenn man anders dem Geldschrank die Fähigkeit des Denkens zutrauen wollte — an Kassenscheine, Wechsel, Hypotheken, Goldrollen und Schuldscheine. Was sie einmal von diesen Dingen in sich aufgenommen hatten, das gaben sie so leicht nicht wieder heraus. Wenn man den Geldschrank öffnete, um seinem dunkeln Schoße Kassenscheine oder Goldrollen zu entnehmen, dann knarrte und ächzte er ebenso unwillig wie der alte Brinkmann, wenn er für eine Angelegenheit zahlen sollte, die nicht mit seinem eigenen Wohlergehen oder seinen Plänen zusammenhing. Wurden aber neue Kassenscheine oder Goldrollen dem Geldschrank einverleibt, dann schloß sich seine schwere Thür mit einem vergnügten Kreischen, das auf dem faltenreichen Antlitz August Theodor Brinkmanns ein schlaues, zufriedenes Schmunzeln hervorrief. Der alte Brinkmann und der alte Geldschrank gehörten zusammen; oftmals fuhr Brinkmann zärtlich mit der Hand über den Schrank und erzählte mit einer gewissen Sentimentalität, wie stolz er gewesen, als er vor fünfundsiebzig Jahren sich den Schrank angeschafft. Er hätte jetzt längst einen schöneren und besseren haben können, aber er

wollte sich von dem alten Freund nicht trennen, mit dem er seine Laufbahn angefangen, und so stand der altmodische Geldschrank stolz und breit inmitten der reichen neumodischen Einrichtung, genau so wie sein Herr inmitten seines Reichthums, seiner vornehmen Freunde und Verwandten.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Frau Gräfin?“ fragte Brinkmann, während ein schlauer, lächelnder Blick den alten Geldschrank streifte, als wollte er ihm zuflüstern: „Sei ohne Sorge, alter Kamerad. Ich werde dich nicht belästigen.“

Die Gräfin seufzte abermals. „Liebster Freund, ich komme, um einen Rat von Ihnen zu erbitten.“

„Ich stehe zu Diensten, Frau Gräfin.“

„Um es kurz zu sagen, ich gebrauche fünfundsiebzigtausend Mark...“

„Ah, eine nette Summe. Ich denke, Frau Gräfin, wir hätten damals bei der Vermählung meiner Tochter mit Ihrem Sohn alles ins reine gebracht?“

„Ich gebrauche das Geld nicht für mich...“

„Für Ihren zweiten Sohn?“

„Nein, nein, für meine Tochter...“

„Für Comtesse Meta? Ach, Sie scherzen, Frau Gräfin!“

„Ich scherze nicht, lieber Freund. Ich brauche das Geld zur Ausstattung meiner Tochter.“

Des alten Brinkmanns Gesicht verfinsterte sich. „Ihre Tochter ist verlobt?“

„Noch nicht öffentlich, noch nicht fest. Freiherr von Wetterstein besitzt kein eignes Vermögen, er kann kein mittelloses Mädchen heiraten, aber er liebt Meta, und diese liebt ihn wieder...“

„Und da kommen Sie zu mir, daß ich das nötige Kleingeld hergeben soll? Ach, Frau Gräfin, Sie sind in der That naiv! Wissen Sie nicht, was wir verabredet haben?“

„Bester Freund, das war doch nur ein Scherz.“

„Ein Scherz? Ich danke, Frau Gräfin. Mein Sohn rechnet bestimmt auf die Hand Ihrer Tochter.“

„Aber das ist ja nicht möglich — bedenken Sie doch, Herr Brinkmann! Meine Tochter, Comtesse Meta von Osterhagen, und Herr August Theodor Brinkmann... nein, nein, das konnte Ihr Ernst nicht sein.“

„Was ist da für ein Unterschied, Frau Gräfin, ob ein Graf eine einfache Bürgerstochter heiratet oder ein einfacher Bürgerlicher eine Grafentochter? Ich sehe keinen, zumal wenn sowohl die Bürgerstochter wie auch der Bürgersohn eine Million mitbringt.“

„Greifen Sie sich doch nicht, bester Freund. Ich würde ja nichts gegen eine solche Heirat einzuwenden haben, wenn sich die beiden jungen Leute liebten...“

„Ich will Ihnen mal etwas sagen, Frau Gräfin. Wenn Sie dem Plan einer Heirat meines Sohnes mit Comtesse Meta keine Hindernisse in den Weg legen, dann steht Ihnen mein Geldschrank zur Verfügung; wenn Sie Comtesse Meta mit dem abligenden Hungerleider vermählen wollen, dann bekommen Sie von mir keinen Pfennig. Dann wenden Sie sich nur an Ihren Herrn Sohn, der mein Entgegenkommen jetzt mit dem schwärzesten Andank lohnt. Ich habe Sie und ihn wieder flott gemacht, Frau Gräfin; helfen Sie sich nun selbst.“

„Aber das ist es ja, weshalb ich zu Ihnen komme. Mein Sohn verweigert mir jede Hilfe, weil er behauptet, Osterhagen gehöre gar nicht ihm, sondern seiner Frau oder Ihnen, und ohne Ihre und seiner Gattin Erlaubnis könne er von den Einnahmen Osterhagens nicht mehr als die ausgelegten zwanzigtausend Thaler auszahlen. Es ist doch zwischen uns abgemacht, daß Botho als freier Besitzer Osterhagen bewohnen soll.“

„Bis zu einem gewissen Punkt, Frau Gräfin. Ihr Sohn scheint mir ein sehr gewissenhafter Herr zu sein oder seinen Vorteil gut wahrzunehmen. Sehen Sie, Frau Gräfin, dort in jenem Geldschrank liegen die Hypothekenschuldscheine auf Osterhagen, siebenhunderttausend Mark! Sie gehören mir — ich habe meiner Tochter nur den Zinsgenuß zuschreiben lassen, aber wohlgemerkt gegen Widerruf! Sehen Sie, Frau Gräfin, wenn Ihr Herr Sohn nicht so will, wie ich will, dann bedarf es nur eines Schreibens von mir, und Osterhagen gelangt binnen kurzem in meinen Besitz. Denn das wissen Sie ja ganz genau, Frau Gräfin, daß Ihr Sohn niemals wieder siebenhunderttausend Mark auf Osterhagen geliehen bekommt, zumal als zweite Hypothek nach der Landtschaft. Man muß die Sache eben praktisch auffassen, Frau Gräfin. Immer noch eine Reserve zurückbehalten, den letzten Trümpf nicht aus der Hand geben, Frau Gräfin. Aber darin muß ich meinem Schwiegersohn recht geben: fünfundsiebzigtausend Mark auf Osterhagen aufzunehmen, um es Comtesse Meta als Hochzeitsgut mitzugeben, dazu ist er nicht verpflichtet und auch ohne meine Zustimmung nicht im Stande. Sie haben Ihre Rente von fünfzehntausend Thalern, Frau Gräfin; die repräsentiert ein Kapital von dreihunderttausend Thalern. Ich sollte denken, damit ließe sich wirtschaften.“



Ein Eifersuchtsdrama aus dem Circus.

Bilder ohne Worte.



Die Franzosen in Stuttgart 1688.

Die rücksichtslose Art des alten Geschäftsmanns verkehrte die Gräfin nicht im mindesten. Sie verkehrte mit ihm auf diese Weise schon seit Jahren, sie hatte in demselben Tone mit ihm über alle ihre Familienangelegenheiten gesprochen, und wenn sie hin und wieder versucht hatte, einen andern Ton anzuschlagen, dann war ihr durch Herrn Brinkmanns Offenheit, die andre Leute wohl Grobheit nennen würden, bald wieder zum Bewußtsein gekommen, daß sie sich in steter Abhängigkeit von dem schlauen, alten Fuchs befand. Durch Empfindlichkeit und zornige Entgegnung war Herr Brinkmann nicht zu entwaffnen; da mußte man schlauer und vorsichtiger zu Werke gehen.

„Sie bleiben doch stets der Alte,“ entgegnete die Gräfin deshalb auch mit liebenswürdigem Lächeln. „Aber ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, und nun will ich Ihnen auch reinen Wein einschenken. Mein Sohn verweigert mir seine Unterstützung nicht etwa aus den von Ihnen angeführten Gründen — diese dienen ihm nur zum Vortwand —, sondern weil er die Einkünfte Osterhagens in unsinniger Weise verschwendet.“

„Frau Gräfin?“

„Verschwenden, sage ich! Er spielt — er hat in einer Nacht hunderttausend Mark verspielt — er wettet in den Rennklubs, er ist mit enormen Summen engagiert, er giebt die ausschweifendsten Festlichkeiten — ich warne Sie, lieber Herr Brinkmann; Osterhagen und Ihre Einlage könnten bei dieser Lebensweise meines Sohnes gar bald verloren gehen.“

„Und davon hat Votte mir nicht ein Sterbenswörtchen gesagt?“

„Ihre Tochter ist ein liebenswürdiges, gutmütiges Wesen, aber, Herr Brinkmann, Ihre Geschäftslugheit hat sie nicht geerbt. Und dann noch eins — das Verhältnis zwischen den beiden Gatten ist nicht so, wie man es wünschen müßte.“

„Donner und Doria! Was wollen Sie damit sagen?“

„Nun, sie scheinen sich ineinander getäuscht zu haben. Die anfängliche Liebe und Zärtlichkeit ist längst verschwunden.“

„Also deshalb Vottes blasse Wangen?! — deshalb ihr Ernst, ihre trübe Laune?! Ah, warten Sie, mein Herr Schwiegerjohn, wir werden einmal ein Wörtchen zusammen sprechen.“

„Begehen Sie keine Ungeschicklichkeit, lieber Freund. Botho befindet sich in einer sehr gereizten Stimmung. Wenn Sie ihn erzürnen, wäre er im Stande...“

„Sich scheiden zu lassen?“

Die Gräfin nickte bejahend.

Brinkmann schlug zornig mit der geballten Hand auf den Tisch, erhob sich und schritt erregt im Zimmer auf und ab. Mit heimlich triumphierendem Lächeln beobachtete ihn die Gräfin. Sie hatte sich für seine Grobheiten gerächt und ihn an der empfindlichsten Stelle, der Liebe zu seiner Tochter und dem Stolz auf die gesellschaftliche Stellung seines Kindes, getroffen.

„Verstehen Sie nun, bester Freund,“ fragte sie nach einer Weile, „weshalb ich zu Ihnen gekommen bin? Weshalb ich mit Ihnen wieder einmal ein vertrauliches Wort reden wollte? Wenn Sie mir helfen wollen, dann können Sie auf meine Hilfe rechnen. Ich, als Bothos Mutter, habe auf ihn doch wohl noch etwas mehr Einfluß als Sie oder gar Ihre liebe Frau.“

„Meine Frau lassen Sie nur aus dem Spiele. Sie würde die Verwirrung nur noch vergrößern. Aber recht haben Sie: wir müssen vorsichtig sein. Ihr Sohn ist mißtrauisch geworden; er hat uns ja kurz nach der Hochzeit eine schöne Scene bereitet! Herr des Himmels, ist das ein undankbarer Mensch! — Ueber Ihre Angelegenheit sprechen wir noch, Frau Gräfin. Es hat ja nicht so große Eile. Zuerst will ich mit meinem Schwiegerjohn ins reine kommen. Ein Spieler, ein Verschwender und nicht einmal mein Kind glücklich gemacht! Ei, da soll ja ein Himmelkreuzdonner... verzeihen Sie, Frau Gräfin! Aber die Galle läuft mir über. So haben wir denn doch nicht gewettet. — Frau Gräfin, ich werde Ihnen helfen, verlassen Sie sich auf mich, aber Sie müssen mir auch helfen. Wir wollen demnächst ein großes Fest geben — einen Ball oder dergleichen; mein Sohn arrangiert das. Sie müssen zu diesem Ball erscheinen, mit Comtesse Meta natürlich; dann wird auch mein Schwiegerjohn, der sich bislang noch nicht bei uns hat blicken lassen, sich nicht weigern können, unserer Einladung Folge zu leisten. Auf diesem Fest werde ich ihn beobachten, ihn auf die Probe stellen. Wollen Sie mir in dieser Hinsicht zur Seite stehen, Frau Gräfin?“

„Gewiß, lieber Freund, wenn ich auf Sie rechnen darf.“

„Wieviel brauchen Sie vorerst?“

„Fünftausend Mark.“

Brinkmann öffnete den Schreibtisch und entnahm dem Schubfach einen Check, den er ausfüllte und der

Gräfin reichte. „Hier, Frau Gräfin — wir verrechnen das später. — Also es ist abgemacht?“

„Abgemacht, liebster Freund. Sie können auf mich zählen.“

Die beiden Verbündeten drückten sich freundschaftlich die Hände. Dann rauschte die Gräfin davon; sie verließ den Kampfbau als Siegerin.

Der alte Geldschrank aber zog ein sehr mißvergnügtes Gesicht; er schien mit seinem Herrn durchaus nicht zufrieden zu sein.

11.

„Deine Eltern wollen einen Ball geben!“

Mit leichtem Auflachen reichte Botho seiner Gattin die goldumranderte Karte, auf der „Herr und Frau Brinkmann sich die Ehre gaben, den Herrn Grafen Botho und Frau Gräfin Charlotte von Osterhagen, geborene Brinkmann, zu einem Ball einzuladen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Charlotte leise. „Meine Eltern haben mir von ihrer Absicht schon seit einigen Wochen gesprochen.“

„Ich lege dir kein Hindernis in den Weg, dieses Fest in deinem elterlichen Hause zu besuchen; mich entbindest du wohl davon?“

„Botho, ich möchte dich bitten, mich zu begleiten.“

„Welchen Nutzen hättest du von meiner Begleitung? — Du weißt, wie dein Vater und ich zu einander stehen.“

„Mein Vater reicht dir aber die Hand zur Verjöhnung. Ist es recht, diese Hand zurückzuweisen? Deine Mama, deine Schwester, ja selbst Bernward werden der Einladung meiner Eltern Folge leisten; willst du allein dich ausschließen?“

„Du scheinst ja die ganze Liste der Eingeladenen zu kennen. Wer wird denn dieses Fest außerdem mit seiner Gegenwart beehren?“

„Die Freunde meines Bruders —“

„Ah, die Herren Kameraden! Graf Balten wird natürlich das Vortänzeramt übernehmen?“

„So sagte wenigstens mein Bruder.“

Sie schlug die Augen nieder und erröte leicht unter dem finster forschenden Blick des Gatten. Graf Balten hatte sich ihr in den letzten Wochen mit einer so zuvorigen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit genähert, daß bereits in der Gesellschaft darüber geredet wurde. Auf die Freundschaft mit ihrem Bruder sich stützend, erlaubte sich Graf Balten ihr gegenüber mancherlei kleine Vertraulichkeiten, die sie auf das peinlichste berührten, die sie aber nicht die Kraft fand zurückzuweisen. In allen Gesellschaften war er ihr Tischherr; er führte sie zur Polonaise und zum Cotillon, indes die andern Herren der Gesellschaft sich um die Haupttänze bei der schönen „Gräfin Votte“, wie Charlotte allgemein genannt wurde, überhaupt nicht mehr bemühten. Sie sah es als selbstverständlich an, daß Graf Balten mit ihr den Ball eröffnete und schloß. Man rümpfte bereits die Nase und lächelte spöttisch, wenn man den kleinen, blonden Lieutenant und die Gräfin Votte zusammen sah. Graf Balten war einer der elegantesten und — gewissenlosesten Lebemänner Berlins; seine kleine, zierliche Gestalt, sein fast mädchenhaftes Gesicht hatten ihn schon frühzeitig zum verhassten Liebling der Damenwelt gemacht. Diese ihm entgegengebrachte Gunst wußte der Graf mit großer Schlaueit und Gewandtheit zu benutzen. Man erzählte sich von ihm die seltsamsten Abenteuer, obgleich er kaum die Mitte der zwanziger Jahre überschritten. Er hatte bereits mehrere Duelle ausgetragen, bei denen Damen der Gesellschaft eine Rolle spielten. Er galt als ein vorzüglicher Schütze, dessen Kaltblütigkeit ihn zu einem gefährlichen Feinde machte. Ein Jahr Festungshaft mußte er abbüßen, weil er in einem Duell seinen Gegner schwer verwundet hatte. Ueberdies erlaubte dem Grafen sein großes Vermögen alle Extravaganzen eines vornehmen Lebens.

Charlotte bat ihren Bruder öfter, daß er Graf Balten ersuchen möchte, sich mehr zurückzuhalten. Aber August Theodor junior lachte sie aus; er war viel zu stolz auf „seinen Freund, den Grafen Balten“, als daß er ihm die Galanterien gegen seine Schwester übelgenommen hätte. Charlotte sah wohl, daß Botho die Aufmerksamkeiten des Grafen mit forschenden, mißtrauischen Augen verfolgte, doch fand sie nicht den Mut, offen mit ihrem Gatten darüber zu sprechen; das Verhältnis der beiden hatte sich im Laufe des Winters zu einem sehr unglücklichen gestaltet. Botho schien von einer fieberhaften Genußsucht erfaßt zu sein; er stürzte sich in das Meer der großstädtischen Vergnügungen und schien für nichts mehr Sinn zu haben als für die lärmenden Freuden der Gesellschaft. Wenn Charlotte, ermüdet und ermattet von der Jagd nach Genuß, zusammensinken wollte, dann schreckte er sie mit spöttischen Worten auf. „Du hast erreicht, was du erstrebtest,“ spottete er. „Du stehst auf den Höhen der Gesellschaft, du mußt die Pflichten deiner Stellung erfüllen.“

Und weiter ging die wilde Jagd, atemraubend, erschöpfend, sinnbethörend, ohne einen Augenblick der

Ruhe und des Besinnens, vorwärts auf der glänzenden Bahn, an tiefen, gähnenden Abgründen vorüber, über Felspalten und Schluchten, aus denen höhnische Gespenster hervorzugrinsen schienen, an modernden Sümpfen vorüber, aus denen drohende Nebelphantome ihre Arme emporstreckten, die Menschen in die dumpfe Tiefe zu ziehen, über schroffe Felsen, über tosende, brandende Meere, über Sumpf und Moder!

Wie im Fiebertraum lebte die unglückliche junge Frau. Gleich einer nächtlichen Eisenbahnfahrt auf dem dahinsrasenden Sitzzug erschien ihr das wilde Leben, gleich einer Fahrt in die Tiefen der Hölle. Sie sah das Verderben näher und näher kommen. Sie fühlte schon den brennenden Hauch der Wüste, in der sie sich verlieren mußte, und atmete den Pesthauch des Sumpfes, in dem sie zu versinken drohte. Wie lange noch und sie würde den Widerstand aufgeben; wie alle die Farben, die Gespenster, die Schatten um sie her würde sie sich von der Flut des Lebens willenlos treiben lassen, wohin das Leben sie riß — hinunter in das Verderben, hinunter in die Sünde, in die Schande, in die Selbstverachtung! Schon begannen ihre Kräfte zu erlahmen, schon fürchtete sie das Alleinsein und suchte die Gesellschaft auf um der Zerstreuung, um des Genußes, um der aufregenden Unterhaltung willen. Schon entbehrte sie etwas, wenn sie allein im Hause bleiben mußte; schon vergaß sie auf Stunden ihr Unglück, wenn sie sich umschwärmt sah von der Herrenwelt, wenn sie als Königin der Feste die glänzenden Säle durchschritt. Sie fürchtete das Ende und sehnte es doch herbei. Wenn die Katastrophe nur erst über sie hereingebrochen wäre! Die Katastrophe, die nicht ausbleiben konnte, das Ende mit Schrecken, das dieses Leben nehmen mußte!

Und Botho? Er war der Tollste einer. Die früheren Freunde erkannten ihn nicht wieder. Sein fittlicher Ernst, sein tiefes Streben, seine Arbeitsfreudigkeit, seine ideale Weltanschauung, seine Menschenliebe — alles, alles war untergegangen in dem Lärmel, in der rasenden Genußsucht, die ihn erfaßt hatte und gleich einem Wirbelsturm umhertrieb. Man schüttelte den Kopf, man spöttelte, man erzählte sich, daß Graf Botho zum Spieler geworden sei, der jede Nacht am grünen Tisch verbringe. Man erzählte sich noch weit schlimmere Geschichten von ihm und brachte seinen Namen in Verbindung mit einer der berühmtesten Künstlerinnen eines weltstädtischen Theaters.

Charlotte hörte das Spötteln, das Lächeln, das Flüstern, aber sie schloß die heißen, nach Thränen verlangenden Augen und stürmte weiter auf der Bahn des Verderbens. Seite an Seite jagten sie dahin über das wilde, wüste, brandende Meer, und doch erweiterte sich die Kluft zwischen ihnen von Tag zu Tag, ihre Herzen entfremdeten sich mehr und mehr, und kein rettender Genius rief ihnen ein Halt! zu auf der abschüssigen Bahn.

Botho hatte eine Weile geschwiegen. „Dein Bruder und Graf Balten sind zu unzertrennliche Freunde,“ begann er jetzt von neuem. „Graf Balten hat sich früher seine Freunde in andern Kreisen gesucht — doch das geht mich nichts an. Wann soll der Ball stattfinden?“

„Am fünfzehnten Januar.“

„Gut. Wir werden ihn besuchen. Du magst deine Eltern in diesem Sinne benachrichtigen.“

Ein Diener trat ein und überreichte dem Grafen eine Karte. Eine leichte Blässe überzog Bothos Wangen, seine Hand, welche die Karte hielt, zitterte, so daß die Karte zu Boden fiel.

„Führe den Herrn in mein Zimmer,“ befahl er dem Diener. Dann verbeugte er sich flüchtig vor seiner Gattin und entfernte sich.

Charlotte hatte sein Erblichen bemerkt. Sie sah die Karte auf dem Teppich liegen und hob sie auf.

„Jakob David Aronheim, Banquier,“ stand auf der Karte. Sie hatte den Namen in ihrem elterlichen Hause gehört und wußte, daß Herr Aronheim ein Hypotheken- und Darlehensvermittlungsgeschäft besaß. Der Herr stand aber nicht in dem besten Rufe; wenigstens hatte Charlottens Vater ihrem Bruder einst heftige Vorwürfe gemacht, als Herr Aronheim einen Wechsel des jungen August Theodor junior, auf einen namhaften Betrag lautend, präsentierte. Der Wechsel war bezahlt worden, aber August Theodor junior mußte dem Vater das feste Versprechen geben, sich niemals wieder mit Herrn Aronheim einzulassen.

Was hatte ihr Gatte mit diesem Herrn zu thun? Weshalb erschraf er, als ihm der Banquier gemeldet wurde? In trübes Sinnen versunken, zerriß sie die kleine Karte und warf die Stücke in das loderbende Kaminfeuer.

Der Abend des Ballfestes bei Herrn und Frau Brinkmann war gekommen. August Theodor junior und „sein Freund, Graf Balten“, hatten die Arrangements übernommen, und der alte Brinkmann sparte nicht mit seinem Gelde, um das Fest zu einem der glänzendsten zu machen. Die große Wohnung in der Vöhrenstraße erstrahlte im blendenden Schimmer der

elektrischen Beleuchtung; die Treppen hinunter bis auf die Straße lagen kostbare Teppiche, ein Balдахin wölbte sich über dem Eingang, und das Treppenhaus war mit den seltensten Blütpflanzen und Koniferen geschmückt. Die Einwohnerschaft der Hinterhäuser und der fünften Etagen der Lützowstraße stand auf der Straße, um die Auffahrt der vornehmen Gäste des „alten Brinkmann“ zu sehen, und auch die Fenster der niedrigeren Etagen waren mit schaulustigen Neugierigen besetzt. Herr Brinkmann ging wie ein König in seinem Reich auf und ab; seine breite Brust schmückten mehrere Orden und Ehrenzeichen, die Königsgräthemedaillen, die Medaille für 1870/71, freilich nur am Bande für Nichtkombattanten, die zwölfjährige Dienstnähle und ein strahlendes Ordenskrenz am grüngelben Bande, das ihm von einem ausländischen Fürsten verliehen war, den er einmal „zur Zeit der schweren Not“ aus großer Geldverlegenheit gerettet hatte. Das blickende Kreuz nahm sich sehr stattlich zwischen den Kriegsbemerkungen aus und verlieh seinem Besitzer ein vornehmes Aussehen.

Frau Marie Brinkmann prangte in einem schweren Seidenkleide, funkelndem von Gerson bezogen. Eine kostbare Perlenkette hing um ihren kräftigen Busen, und prächtige Diamanten blühten im Haar, in den Ohren und am Halse der Tochter des Grüntrahndlers. Frau Marie sah wie eine vierzigjährige aus, stattlicher und schöner als manche hochgeborene Dame unter den Gästen. Freilich, mit der Gräfin Osterhagen vermochte sie sich nicht zu messen in der Vornehmheit der Erscheinung und der liebenswürdigen und doch stolzen Art ihres Wesens. Das schneeweiße, sorgfältig frisierte Haar der Gräfin, die frischen Farben des kalten Gesichts, die fröhlich blickenden dunklen Augen, die wie Perlen schimmernden Zähne, das rauschende Goldbrokatkleid, der bunte Federbusch im Haar, die Perlen und Brillanten, der weiße Marabufederfächer, die graziosen, fast jugendlichen Bewegungen — das alles vereinte sich zu einem prächtigen, imponierenden Ganzen, das manche junge Dame in Schatten stellte.

Die Gräfin unterstützte Frau Marie Brinkmann bei dem Empfang der Gäste in der liebenswürdigsten Weise, so daß der Mangel an gesellschaftlicher Bildung bei der Frau des Hauses nirgends bemerkbar wurde. Frau Marie glänzte vor stolzer Freude über ihre vornehmen Gäste. Für den Ueingekehrten konnte die Gesellschaft auch wirklich als vornehm gelten, denn mehrere Gräfinnen und Baroninnen waren zugegen, von den Geheimräten und Offizieren ganz abgesehen. Ja, sogar eine Excellenz verherrlichte das Fest, der Vertreter jenes auswärtigen Fürsten, der Herrn Brinkmann das blickende Kreuz verliehen hatte. Freilich, die Gräfinnen und Baroninnen lebten sonst in recht bürgerlichen Verhältnissen. Die eine Baronin war sogar Zahnärztin, die andre war Vorsteherin eines Pensionats für junge Damen, die dritte beschäftigte sich schriftstellerisch, die vierte — doch wozu die Geheimnisse der Damen verraten, die heute Abend eine so vornehme Staffage des Salons der Frau Marie Brinkmann abgaben? Es waren wirkliche Gräfinnen und Baroninnen und ihre Töchter zum Teil reizende Erscheinungen. Das genügte den Herren, den jungen Offizieren, Künstlern, Diplomaten und Affektoren, um mit ihnen einen fröhlichen Abend zu verleben.

Der alte Geldschrank schaute gar erstaunt auf das Treiben in dem sonst so stillen Bureau seines Eigentümers, das zu einem Spiel- und Rauchzimmer für die älteren Herren umgewandelt war. Aber das harmlose Whist und Pombre verschwand gar bald und machte gefährlicheren und aufregenderen Spielen Platz. Brinkmann junior war mit seinen sechsundzwanzig Jahren schon viel zu blasiert, um noch Freude am Tanz zu haben. Er bedurfte für seine ermatteten Nerven stärkerer Anregungen, und so fand er sich mit einigen gleichgesinnten guten Bekannten zu einer Partie Carté zusammen, die sehr bald in ein Hazardspiel ausartete. Gegen Mitternacht hatte sich ein zahlreicher Kreis um den Spieltisch versammelt; es wurde sehr hoch gespielt, seitdem Graf Botho von Osterhagen die Bank hielt, und Brinkmann junior eine Ehre dazwischen setzte, dem Spiel des Grafen zu folgen. Es schien, als ob der junge Brinkmann einen bestimmten Plan verfolgte. Er reizte den Grafen zu immer gefährlicherem Spiel, und bald standen Tausende von Mark auf den Karten, so daß sich die verständigeren Spieler nach und nach von dem Spiel zurückzogen. Ab und an erschien der alte Brinkmann in dem Zimmer, stellte sich hinter seinen Sohn und beobachtete mit lauerndem Blick das leidenschaftliche, bleiche Gesicht des Grafen Botho, der nicht auf seine Umgebung achtete, sondern nur noch Auge und Ohr für das Spiel hatte. Des alten Brinkmanns Antlitz wurde von Minute zu Minute finsterner; er murmelte einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen und ging wieder in den Saal zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Niagarafälle im Winter.

(Bild S. 445.)

Wer die Niagarafälle besucht, sollte sie zweimal besuchen. Einmal im Sommer, wenn der Nationalpark auf der den amerikanischen und den Ouseisenfall voneinander trennenden Ziegeninsel und die jüngeren Parkanlagen der kanadischen Uferseite im grünen Blätterdunst prangen und die Sonne Duzende von leuchtenden Regenbogen über den stürzenden Wassermassen aufleuchten läßt; und einmal im Winter, wenn starrer Frost diese riesigen Wassermassen in Eisfesseln geschlagen hat und eine gigantische, wie aus Eisfesseln zusammengewürfelte Brücke vom Städtchen Niagara-Falls nach der Ziegeninsel und von dieser nach Kanada hinüberführt. Unser Bild zeigt eine der kolossalen Eisfesseln, die sich während des letzten Winters in der sogenannten Windkammer des amerikanischen Falles gebildet hatten, in die ein auf den vorgelagerten Felsblöcken befestigter Holzsteg den Besuchern ermöglicht, bis unter die stürzenden Wassermassen vorzudringen. In den Sommermonaten arbeitet man sich, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Gummi-Anzug gehüllt, auf diesem Steg durch dichten Wasserstaub vorwärts, umtost von den stürzenden Wassermassen. Man sieht nur wenige Schritte vor sich, man hört kaum ein eignes, lautgeschrieenes Wort, man muß sich fest an dem starken Geländer halten, um nicht auf dem schlüpfrigen Holzsteg auszugleiten und in den Wasserstrudel hinabgerissen zu werden. Starrender Frost hat das Bild und die Situation ganz verändert, so daß sogar der photographische Apparat in den Höhlungen der Windkammer, in denen man sonst nichts wie Wasserstaub und dunkle Felsenmauern sieht, arbeiten und die Scenerie in ihrer kahlen Majestät festhalten kann, und die Luft ist so klar, daß der Apparat sogar die unterhalb der Fälle von dem amerikanischen nach dem kanadischen Ufer hinüberführende Schwebelücke noch deutlich wiedergibt.

## Italienische Landschaft.

(Bild S. 449.)

Sie sieht ein bißchen anders aus als unsre Dorfschulen, die italienische Landschaft, wie sie unsre Abbildung vorführt. Wo sind die reichendsten geordneten Schulbänke und Tische, wo ist die Schultafel und der Bilderdunst der Wände, Landkarten, das Bild des Landesherrn, kurz all das, was bei uns die Schultafel auch im kleinsten Bauernhof kennzeichnet? Freilich glauben wir auf den ersten Blick wenigstens in der Person des Lehrers in dem langen Rock, mit den Wadenstrümpfen und dem Kavalier unter dem Arm einen alten Bekannten begrüßen zu können: den altgewordenen Dorfschulmeister aus den Tagen unserer Großväter — aber nein, auch das stimmt nicht, er ist ein Geistlicher, seine Tracht ist die gewöhnliche Tracht der Dorfgeistlichen in Italien; irrtümlich hält man in Deutschland diese Tracht, in der sich bekanntlich auch der große Musiker Franz Liszt gefiel, für die eines Abbates. Es ist eben alles anders im schönen Lande der Zitronen als bei uns. Die Anaben, die es sich auf den alten, warmstichigen Stühlen bequem gemacht haben, das sind die richtigen Nobelfiguren, wie sie der Maler in Rom sucht, wie sie aber auch in München haderbald sind; es ist die hoffnungsvolle Jugend der römischen Campagna, der eben Landschaft, die sich rings um die „Hauptstadt der Welt“ bis an die Berge und ans Meer erstreckt. Seit die Römer der Königszeit die zahlreichen lateinischen Ortschaften zerstört und die Einwohner zur Ueberfiedlung nach Rom gezwungen hatten, hat die Umgebung Roms allmählich den heutigen Charakter angenommen; wenige große Grundbesitzer teilen sich in die weite Fläche. Nur wenige Gebäude erheben sich aus der Landschaft, einige Kirchen, einige Reichthümer und Schreine. Und selbst wo Getreide gebaut wird, fehlt das frohe Leben des Landmanns; ist das Getreide reif zum Schneiden, so steigen die geborgenen Landarbeiter herunter vom albanischen und jabinischen Gebirge, um in einigen Tagen die Arbeit zu verrichten und dann wieder heimzukehren mit dem Fiebergift der Malaria in den schlotternden Leibern. Sonst ist die römische Campagna öde, nur belebt von den weidenden Kinder- und Büffelherden, die bewacht werden von den berittenen Hirten mit ihren langen Lanzen. Das sind die echten Campagnuolen, ein raues Geschlecht, dem selbst das Fieber nichts mehr anhaben kann. Etwas anders wollen auch die Jungen unsers Bildes nicht werden, und dazu bedürfen sie nur geringer Schulweisheit. Ein bißchen Katechismus, ein bißchen Rechnen — höher geht ihr Bildungsziel nicht. Und das bringt ihnen denn der Kavalier in den Wintermonaten zur Genüge bei. Sonderlich dafür sich zu interessieren scheinen die Jungen nicht, wenigstens nicht der eine, der hinter dem Rücken des geistlichen Lehrers rasch dessen breiten Schaufelhut aufgestülpt und die Brille auf die Nase gesetzt hat, um den Freunden einen Spaß zu machen.

## Die Franzosen in Stuttgart 1688.

(Bild S. 457.)

Die widerrechtliche Besetzung der freien deutschen Reichsstadt Straßburg 1681, mitten im Frieden, hatte Süddeutschland schau- und wehrlos gegen französische Gewaltthaten gemacht. Um einen Vorwand dazu war der französische König Ludwig XIV. nie verlegen, die Franzosen haben ja stets, wenn die Schwächung Deutschlands ihnen die Uebermacht gab, diese ohne jede Rücksicht auf das Völkerrecht ausgebeutet; aber geradezu barbarisch war die Art und Weise, wie Ludwig XIV. den dritten seiner Raubzüge gegen das Deutsche Reich, den sogenannten pfälzischen Erbfolgekrieg, 1688—1697, in Süddeutschland eröffnet hat. Zweihundert Ortschaften gingen in Flammen auf, mitten im Winter wurden die unglücklichen Bewohner ins Elend hinausgeschoben, mit bühlicher Zerstörungslust ward das herrliche Schloß von Heidelberg in die Luft gesprengt; keine Ruinen predigen noch heute den Deutschen eindringlich die Mahnung: Seid einig und stark! Noch im Dezember 1688 erschienen die Franzosen vor der Hauptstadt Württembergs, dessen „Administrator“ Herzog Friedrich Karl, der für seinen erst zwölfjährigen Neffen Eberhard Ludwig die Regierung führte, nach Regensburg geflüchtet war.

Der Graf Bienne überhandte der Herzogin-Witwe Magdalene Sibylle ein Schreiben des französischen Königs mit der Forderung, französische Besatzung in Stuttgart aufzunehmen. Seinem Wunsch gemäß wurde Bienne mit zwanzig Begleitern eingelassen, um persönlich mit der Herzogin zu verhandeln. Das ist der Gegenstand unsers Bildes. Die Herzogin nahm von einem Fenster des alten Schlosses aus die Forderungen des Grafen Bienne entgegen. Noch während sie ihm die Unbilligkeit derselben vorhielt, verbreitete sich das Gerücht, daß die französischen Truppen die Leitern zum Sturm anlegten. Jetzt griffen die Bürger — Stuttgart zählte damals an 13 000 Einwohner — zu den Waffen, trotz der schwachen Unterstützung einiger Compagnien Landmiliz. Der Ausgang des ungleichen Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein: Stuttgart wurde im Sturm genommen. Nun machten sich die Franzosen in der Stadt breit; außer 15 000 Gulden als „Entschädigung“ preßten sie ihr noch unter dem Namen des „Beschenkes“ so viel ab, als nur irgend möglich war. Am 23. Dezember räumten sie vor den heranrückenden deutschen Truppen die Stadt wieder.

## Der Hausschlüssel.

Humoreske

von Otto Seifert.

Winter mir lag die Schulzeit, verbracht in einem Internat mit seinem Kasernenzwang, seinen endlosen Unterrichts- und Arbeitsstunden, mit seinen Schulforgen und -Freuden. Vor mir lag zunächst ein herrlicher Sonntagmorgen mit Frühlingsdunst, Vogelzug und Sonnenschein, außerdem noch alles, was ich mein eigen nannte, nämlich: Stiefel und Stiefelknecht unter dem Tisch, Brille, Uhr, Taschenuhr und Geldbeutel auf dem Tisch, Hofe nebst Hofenträger, Rock und Weste neben demselben. Ich selbst lag noch im Bett, dachte an Vergangenes, freute mich der Gegenwart, malte Zukunftsbilder in angenehmen Tönen. Wenn doch jetzt einer meiner früheren Inspektoren her-einträte und mir, wie das öfter vorgekommen war, zurief: „Wollen Sie nicht aufstehen?“ Ich würde lächeln und sagen: „Bebaure, nicht mehr unter Ihrer Kontrolle zu stehen.“ Wie die Vögel im Garten sangen und jubilierten! An Schlafen war nicht zu denken, aufstehen mochte ich aber noch weniger; es war ein zu wohliges Gefühl, das erste Mal ein Sonntagmorgen, da man als eigener Herr seiner Zeit nach Belieben aufstehen konnte. Jetzt fing auch der Küster über mir im zweiten Stock an, auf seinem Pianino in kräftigen Accorden erhebende Weisen zu spielen; ich lauschte andächtig, summt leise mit und erbaute mich mehr daran als an den Gottesdiensten, denen ich sich jetzt beivohte, weil ich mußte. Dazu klang auch schon feierliches Geläute, was ich um so deutlicher vernahm, da die Kirche neben dem Garten meines Mietsheeren, des Küsters, lag. Jetzt kam mein Morgentasse. Da mein Magen ziemlich leer war, konnte ich dem angenehmen Mokkageruch — wenigstens glaubte ich einen solchen wahrzunehmen — nicht mehr widerstehen, erhob mich und kleidete mich an.

Während ich behaglich im Vollgenusse der erlangten Freiheit den Kaffee schlürfte, reifte in mir der Plan für den heutigen Sonntag, und ich kam zu dem Entschluß, einen weiteren Ausflug in die Umgebung zu unternehmen. Nachdem alle möglichen und unmöglichen Umstände und Ereignisse erwägt waren, die mir zu- stoßen und meine Sonntagstour beschleunigen oder verzögern konnten, sah ich ein, nicht ohne Hausschlüssel ausgehen zu können.

Hausschlüssel! Welche Gefühle überliefen mich! Wie viel hatte ich schon gehört und gelesen von solchen Schlüsseln, wie sie manchen Männern vom strengen Ehegepons entzogen werden, und wie Studenten oft nicht das passende Schloß dazu finden; und jetzt sollte ich selbst einen solchen führen, ohne gefragt werden zu können: „Waren Sie gestern zur rechten Zeit zu Hause?“ Nachdem ich meine freudigen Gefühle gedämpft hatte, stieg ich die Treppe empor, klopfte an die Stubenthür und trat ein. Der Küster sah noch am Klavier.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Er sah meinen schwarzen Examenanzug an — ich hatte nur diesen mitgebracht, um mich in ihm den vorgeordneten Behörden zu präsentieren, die große Kiste war noch nicht angekommen — und mochte meinen, ich wollte seinen musikalischen Vorträgen zuhören.

„Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir einen Hausschlüssel zu geben?“

Enttäuscht drehte er sich herum dem Klaviere zu. — Wenn er gewußt hätte, wie ich vorhin gelauscht. „Dort ist der Schlüsselhälter; rechts der erste ist der Hausschlüssel!“

Ich wandte mich dem Schlüsselhälter zu. Da sah ich eine Menge Schlüsseln, große und kleine, aber rechts hingen zwei übereinander von erschreckender Größe; der obere mochte einen Viertelmeter lang sein. Zweifelsd fragte ich: „Ist's dieser?“



Gerettet! Nach dem Gemälde von F. Keller.

„Ja!“

„Ich meine diesen hier?“

Flüchtig drehte er sich herum. „Ja, der erste rechts. Er ist ein wenig groß, es ist noch ein altes Schloß, aber — dauerhaft.“ entschuldigte er sich.

Es war kein Zweifel mehr. Er war es. Dauerhaft schien er auch zu sein. Zu der Zeit, da man vor der Stadt noch mit Strauchdieben und Räubern zu kämpfen hatte, wäre er recht praktisch gewesen.

Die Augen auf das Monstrum gerichtet, stieg ich kopfschüttelnd die Treppe hinab: So groß hatte ich mir das Glück nicht gedacht. Nun, wenigstens konnte man ihn nicht so leicht verlieren.

Bald zeigten sich aber Schwierigkeiten. In welche Tasche sollte ich ihn stecken. Die Hosentaschen bargen kaum die halbe Länge. Steckte ich ihn in die Flügeltaschen meines Rockes, so lugte er neugierig zwischen den Rockschößen hervor. Es konnten nur noch die inneren Rocktaschen in Betracht kommen. Zwar konnten auch sie das Kleinod nicht ganz aufnehmen, doch schloß es der Rock vor unbefugten Augen. Nur mir selbst war es vergönnt, ihm hin und wieder einen liebevollen Blick zuzuwenden.

Nachdem mir mein Portemonnaie den guten Rat gegeben, mich heute mehr dem Naturgenuß zu widmen, machte ich mich auf, zur Thür hinaus, an der Kirche vorbei, den Berg hinauf.

In vollen Zügen sog ich die würzige Luft ein. So wohl war mir in meinem Leben noch nicht gewesen. Mit Schauern dachte ich an all die herrlichen Tage, die wir, über Büchern hockend, elend vertrauern mußten. Schildern sollten wir in Aufsätzen die Herrlichkeit der Natur, die wir nicht kannten, nur gesehen hatten, wie sie der Vogel von seinem Käfig aus sieht. Ich sah und konnte mich nicht satt sehen an der allmählich hervorbrechenden Pracht des Frühlings. Blumen, Vögel, alles kam mir anders vor, im Gefühl der Freiheit betrachtet.

Eben bückte ich mich, ein Veilchen zu pflücken, da — ich fuhr zurück — ein Stoß in die Seite, — was war das? Mein Hausschlüssel, das Symbol der Freiheit. Lachend ging ich weiter und schloß mich einem Landmann an, der ausging, seinen Weizen zu besäen. Er schilberte mir von seinem Standpunkte aus die Schönheit der Natur, daß die Wiesen nicht so herrlich prangten, wenn sie nicht ordentlich gedüngt wären, und daß seine Kartoffeln nicht so groß sein könnten, wenn er nicht so — viel Salpeter gestreut hätte. Die Weltregierung schien ihm überhaupt große Sorge zu machen. Plötzlich brach er ab.

„Was haben Sie da für ein närrisches Ding?“

„Wo?“

„Da, in Ihrem Rock? Wohl zum Zuschlagen? Ist hier nicht nötig. Die Gegend ist sicher.“

„Um so besser!“ rennommierte ich, drängte den Vorwizigen zurück und knöpfte den Rock zu.

Ungefähr zwei Stunden mochte ich gewandert sein, vorbei an einer Herde mit ihrem Hirten, der stumpfsinnig — bei einem Hirten heißt es eigentlich träumerisch — in die Ferne blickte, durch schattige Wälder und schmude Wiesen; da erreichte ich ein ziemlich großes Dorf mit einem annehmbaren Gasthof, in dem ich einkehrte. Mein Appetit regte sich.

„Was giebt es zu essen?“

Die Frage hätte ich mir ersparen können; selbstverständlich gab es frische Wurst und alten Ruläse. Ich bestellte Wurst und ah mit Wohlbehagen.

Die Ausführung meines Entschlusses, nur einmal einzufahren, wurde mir in unerwarteter Weise erleichtert. Zufällig kam ein Bekannter von mir herein, und über dem Austausch der verschiedenen Erlebnisse und Neuigkeiten verstrichen die Stunden schnell und unmerklich, daß mir zu weiterer Rast keine Zeit mehr blieb.

Jetzt sah mich mein Freund an; er hatte es schon einigemal gethan, was mir nicht entgangen war.

„Was hast du denn?“

„Ja; was hast du denn da?“ Er griff nach mir und zog meinen Hausschlüssel hervor. „Du sammelst wohl Altertümer?“

„Mein Hausschlüssel!“ erklärte ich.

„Na, dessen brauchte sich ja Petrus nicht zu schämen, den kannst du bald als Spazierstock gebrauchen.“

Etwas gekränkt, steckte ich den Schlüssel ein und knöpfte den Rock fester zu. Mehrere Gäste waren neugierig herbeigetreten, um das „Alttertum“ zu sehen. Einige wagten sogar zu behaupten, das sei überhaupt kein Hausschlüssel, was ich freundlich, aber bestimmt zurückwies.

Endlich verabschiedeten wir uns. Ein Händedruck, ein „Baldiges Wiedersehen“, und fort ging's in der einbrechenden Dämmerung dem Städtchen zu. Ehe ich heimkam, war es längst Nacht und kein Licht mehr im Hause zu sehen.

Vor mir lag in tiefem Frieden mitten in dem schönen Berggarten das Haus, das eigentümlich dem Küster gehörte und mir auf längere Zeit Obdach zu geben hatte. Ich näherte mich demselben auf dem ebenen Kieswege, mich dabei ängstlich rechts haltend,

denn links ging es steil bergab. Jetzt stand ich vor der Thür.

Es ist ein denkwürdiger Augenblick im Leben des Junggefellens, da er zum erstenmal den Hausschlüssel in Thätigkeit setzt! Ich fühlte es. Langsam stellte ich den Stock beiseite, langsam — solche Momente müssen genossen werden — knöpfte ich den Rock auf und nahm „ihn“ aus seinem Versteck. Zunächst galt es nun, das Schlüsselloch zu finden und dann mit dem Schlüssel in die rechte Verbindung zu setzen. Genau betrachtete ich die Fläche des Schloßes; richtig, hier war etwas Schwarzes; ich bewegte den Schlüssel in der Richtung auf den dunkeln Fleck, kam aber, wie es schien, aus der Richtung. Nun strich ich mit der Hand über das Schloß; hier war es, der kleine Finger ging hinein, aber — der Schlüssel nicht. Ich nahm meine ganze Geometrie zusammen, fällt ein Perpendikel durch die Mitte des Schloßes, dachte mir eine Horizontale durch das untere Viertel desselben, im Schnittpunkte mußte doch das Schlüsselloch liegen, und — wahrhaftig — da war es, doch — das Schlüsselloch war groß — der Schlüssel aber größer — kurzum, er paßte nicht. O Schicksalsstüde!

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Klopfen mochte ich nicht, so machte ich mich denn auf und schlich um das Haus herum, vielleicht war die hintere Hausthür offen. An der Rückseite des Hauses stieg ich den Hügel hinauf, es war die reinste Hochgebirgstour, ich fand ähnlich wie bei einer solchen auch keine Hintertür. Es ging ein Stück eben, und wieder stand ich an einer Ede. Ich kalkulierte, daß es jetzt bergab gehen müsse, fand auch meine Vermutung glänzend bestätigt; einen Schritt noch, ich glitt aus und fuhr mit erschrecklicher Geschwindigkeit bergab. Doch es war mir zum Heil; am Ende der Rutschpartie stand ich wieder vor der Hausthür.

Auf einmal war es mir, als ob mein rechtes Bein Frühlingslüfte fühle, einen leisen Hauch nur, aber bemerkbar; schnell griff ich danach, und, o Schrecken, ein klassender Riß in der Examenshose nahm meine Hand auf. Sie, die allen Schreden des Examens Trost geboten, war jetzt elend unterlegen. Ein Wutgeheul entrang sich meiner Brust. Mit beiden Händen ergriff ich die Thürklinke, strampelte mit beiden Füßen gegen die Hausthür und vollführte einen Höllenlärm. Diese Art und Weise, Aufmerksamkeit zu erregen, hatte ich einen Schimpanse im Zoologischen Garten zu Stuttgart mit Erfolg anwenden sehen, der seinen Nachbar Orang-Utan aus seiner trägen Ruhe bringen wollte. Auch ich erzielte einen überraschenden Erfolg. In Windeseile stürmte der Küster nebst Frau die Treppe herunter und ließen mich ein. Wortlos standen wir uns gegenüber. Ich zeigte, als mir nichts Besseres einfiel, meinen Hausschlüssel vor.

„Der Kirchschlüssel!“ entfuhr es ihr.

Er leuchtete genau hin. „Wahrhaftig, der Kirchschlüssel!“

Da entfiel er meiner Hand. Also nicht einmal ein falscher Hausschlüssel? Und mit welchem Stolz hatte ich ihn getragen, sein Lob gesungen, es war ein falsches Lied.

Da spielte ich meinen letzten Trumpf aus. Langsam drehte ich mich herum, stellte mein rechtes Bein zurück und sah hinter mich, um mich an ihrem Schreden zu weiden. Beide richteten ihr Augenmerk auf die Unglücksstelle, während ich die entsprechende Schilderung des Unfalls gab und heimlich dachte: das geschieht euch recht, daß ich meine Hose zerrissen habe, warum habt ihr mir den Kirchschlüssel gegeben.

„Erzählen Sie es nicht weiter, unser Logis kommt in Mißkredit, wir bekommen keinen Mieter wieder!“ lamentierten sie. Da kam ich mir vor wie ein Fürst, der dem unterworfenen Feind den Frieden diktiert. Hochherzig nahm ich die mir gebotene Genußnahme an, daß nämlich der Schneider morgen in aller Frühe den Schaden auf des Küsters Kosten heilen solle.

Seitdem begegne ich jedem neuen Hausschlüssel mit dem größten Mißtrauen, da ich hinter jedem, auch dem kleinsten, einen Kirchschlüssel vermute.

## Gerettet!

(Bild 6. 460 u. 461.)

Der Kaver hat eine kleine Wiese hoch droben an der steilen Seite, schon über dem schütterten Lärchenwald, hart an der jäh aufsteigenden Wand des Unnützes. Viel trägt sie nicht, aber es wäre doch schade um das gute Heu, hat die Broni noch heute morgen gemeint, als kaum der Tag graute. „Wascht wos, Kaverl, steig'n mer auf, heit no, glei in der Früh und mahn's. An Biss'n Brot, a Glas Schnaps und an Ras nimmst mit, af d' Nacht sam mer es wieder a' Haus.“ — „Hast recht, Broni,“ entgegnet der Mann — „aber wos is mit'n Bäbei?“ „Ah, das trog i mit auf, 's kloane Häschel kann mit alloo bleib'n; 's könnt si jo nit daweh'n vor lauter Flieg'n.“ Und so sind sie denn hinaufgestiegen; das Mähnen hat die Frau übernommen, der Kaver hat im nahen Wald Reisig und dürre Äste gesammelt; das Kind haben sie fest eingewickelt und hingelegt, daß es schlafen könne. Wer konnte an Gefahr denken! Da

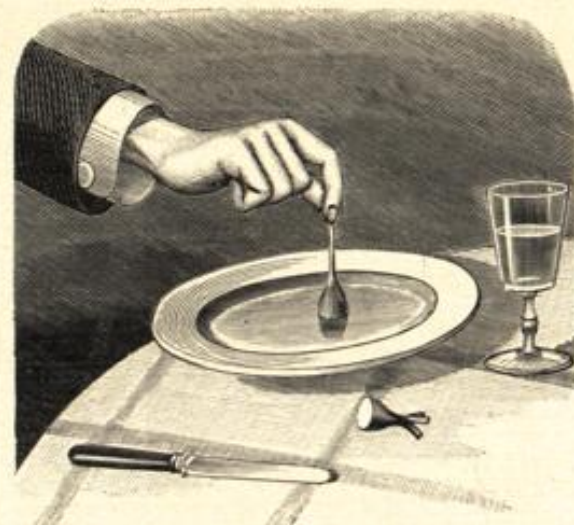
hört plötzlich die Mutter in ihrem Rücken einen starken Flügelschlag, sie dreht sich um, und alle Werten werden ihr zu Eis: ein gewaltiger Adler ist heruntergeschossen, denn er hat das weiße Bündel für gute Beute angesehen, vielleicht für ein Lamm, seine Fänge haben das Linnenzeug gepackt, und vor den entsetzten Augen der Mutter erhebt er sich mit der Beute in die Lüfte, um sie hinaufzutragen in seinen Horst hoch droben an den Abhängen des Berges. Doch nur einen Augenblick dauert die Lähmung der unglücklichen Mutter, ihr gellender Schrei ruft den Mann zur Stelle, dem sie mit fliegenden Worten das Vorgefallene berichtet. Aber thatenlose Verzweiflung ist dem Kaver fremd; dem Räuber nach, um ihm die Beute wieder abzunehmen, das ist der erste aufblühende Gedanke, und so gefährlich die Ausführung erscheint, ohne Zögern und ohne Furcht suchen sich beide den Weg zum Horst, den sie mit ihren scharfen Augen schon von unten entdeckt haben, so unscheinbar die paar Reiter und Steden an dem grauen Gestein haften. Keine Wand ist ihnen zu steil, der geübte Fuß findet immer wieder eine Stelle zum Aufsetzen, und wäre sie auch nur eine schmale Leiste am brüchigen Gestein; die Hand und das Knie hilft mit zum Halten und Emporziehen. Die Mutterliebe erregt, was der Mann an Kraft und Übung voraushat, ja die Frau klimmt sogar rascher empor. Und das anscheinend Unmögliche gelingt, sie haben die steile Höhe bezwungen, dort oben klingt es wie leises Wimmern, wie heiseres Piepen, auf der Felsnadel daneben sitzt der alte Adler, als ob er ausruhen wollte von dem belästigten Aufflug. Mit übermenschlicher Kraft hebt sich die Frau von Tritt zu Tritt empor, während der Mann leuchtend nachkommt. Jetzt ist sie am Nest, ein lauter Freudenschrei, lebend, ja unbeschädigt, keinen Tropfen Blut am Weiszeug liegt das Kind im Adlernest neben den jungen Vögeln, die ihre gelben Schnäbel aufsperrten. Von dem Schrei erschreckt, ist der alte Adler aufgefliegen; hier oben hat er noch nie einen Menschen erblickt. Die Mutter reißt das Kind an sich, entkloffen, es gegen den Adler zu verteidigen, wenn er sich auf sie stürzen wollte. Aber — ist es Zufall, ist es Gottes Fügung, im gefährlichsten Augenblick tauchen am Fuße der Wand Menschen auf; Bergsteiger sind's, die auf andern Wegen heraufgekommen sind und jetzt zu Zeugen werden, wie Mutterliebe Heldenthaten vollbringt. Ihr lautes Geschrei scheucht den Adler, Mutter und Kind sind gerettet.

Es ist manches Jahr seitdem dahingegangen, aus dem Nazi ist inzwischen der kühnste Bergsteiger und Gensjäger weit und breit geworden. Der Kaver und die Broni haben die Geschichte oft erzählen müssen, welcher Gefahr er als kleines Vöckel entzogen wurde. In der Wallfahrtskirche zu St. Georgenberg hängt ein solches Fotobild, gemalt auf ein dünnes Brett aus Lärchenholz. Am Boden knien ein Bauer und eine Bäuerin in der Tracht des Innthals; zwischen ihnen liegt ein Kind, in weißes Zeug eingewickelt; in der linken oberen Ecke schwebt ein großer Vogel, in der rechten aber ist die Jungfrau Maria zu sehen im fleischabstehenden Brotskleid; unter dem Bild hängt eine Tafel mit der Aufschrift: „Die heilige Mutter Gottes hat geholfen.“

—h.

## Amüsante Wissenschaft.

Einen Teller mit einem Nadieschen in die Höhe zu heben. Man kennt das Kunststückchen, mit einem Stüchken Leder, dem sogenannten Klebleder, einen Pfasterstein in die Höhe zu heben. Man nimmt ein rundes Stüchken Leder, durchbohrt es in seinem Mittelpunkt und zieht durch das Loch einen Bindfaden, in dessen unteres Ende man einen Knoten geschlagen hat. Der Knoten und das Loch müssen sich genau decken. Feuchtet man nun das Leder gut an, bringt es auf den Stein und drückt es mit dem



Einen Teller mit einem Nadieschen in die Höhe zu heben.

Fuß fest gegen denselben, und zwar so, daß möglichst alle Luft zwischen dem Leder und dem Stein entweicht, so haftet infolge des Luftdrucks ersteres so fest auf dem letzteren, daß bei senkrechtem Anziehen der Schnur der Stein mit dem Leder in die Höhe gehoben wird. Der Stein darf schon recht schwer sein und er wird sich dennoch heben lassen. Dasselbe Experiment kann man auch bei Tische mit einem Nadieschen oder einem kleinen Rettich und einem Teller anstellen. Man schneide das Nadieschen oder den Rettich durch und höhle das in das Wurzelende des selben auslaufende Stück leicht aus. Man drücke dieses, nimmere einen Saugnapf darstellende Ende gegen die Tellerfläche und reibe es auf derselben fest (ein vorheriges Anfeuchten ist wegen des in dem Rettich enthaltenen Saftes nicht nötig). Rettich und Teller haften nunmehr so fest aneinander, daß, wenn man den Rettich an seinem Wurzelende festrecht in die Höhe hebt, der Teller mitgehoben wird, gerade so, als ob der Rettich an ihn angeleimt sei.

# Humoristische Blätter.

**Ein Armer.** Arzt: „Holen Sie sich also die Medizin, die ich Ihnen hier verschrieben habe, aus der Apotheke, und nehmen Sie dann vor jeder Mahlzeit einen Theelöffel davon.“ — Patient: „Können Sie mir nicht auch sagen, wo ich mir die Mahlzeiten herholen soll?“

**Kindermund.** Die sechsjährige Elisabeth geht mit der fünfjährigen Marie spazieren; sie sehen eine braune und eine weiße Kuh. „Worum nur,“ sagt Marie, „die Kühe so verschieden sind?“ — „Weißt du,“ erwidert die weiße Elisabeth, „die braune Kuh giebt den Kaffee, die weiße aber die Milch!“

— Lenchen durfte sich an den Tisch zu einer Kaffeegesellschaft setzen. — „Neben wem willst du am liebsten sitzen?“ fragte die Wirtin. — „Bitte, neben dem Kuchen!“ antwortete Lenchen.

**Im Vertrauen.** Mitglieder einer Prüfungskommission (beim Verlassen des Lokals, in welchem soeben zwei Kandidaten durchgefallen sind): „Herr Kollega! Ich bin froh, daß wir schon Professoren sind. Heutzutage brachten wir's auch kaum mehr dazu!“

## Neue Bücher und Schriften.

**Fangenscheidt, Paul.** „Lieber des Glücks.“ Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft, 1898. — Die Geschichte, der Gattin des Verfassers zugeeignet, bewahrt liebliche und tiefe Empfindung und eine selbstlose Beherrschung der poetischen Formen. Besonders in dem größeren epischen Stück „Im Blütenlande“ weicht der Dichter ergreifende Töne an. — „Das Weltgebäude.“ Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. Wilhelm Meyer. Mit 325 Abbildungen im Text, 9 Karten und 29 Tafeln in Holzschnitt, Holzschnitt und Farbendruck. 14 Lieferungen à M. 1.— oder in Halbleber gebunden M. 16.—. — Nach einer einleitenden Betrachtung über den Inhalt der Himmelskunde und über ihre Bedeutung für die menschliche Kultur werden kurz die Hilfsmittel des Astronomen erörtert und dann auf dieser Grundlage im ersten Hauptteil des Buches die Anschauung und die Erkenntnis von der Beschaffenheit der Himmelskörper gewonnen, indem erst unter Planetenystem, dann die Welt der Fixsterne durchforstet und beschrieben werden. Der zweite Hauptteil dringt in die Erkenntnis von den Bewegungen der Himmelskörper ein und behandelt erst die scheinbaren, darauf die wirklichen Bewegungen der Planeten und Fixsterne. Eine Entwicklungsgeschichte der Weltkörper schließt das Buch ab, dessen Schwerpunkt darin liegt, daß hier zum erstenmal ohne Voraussetzung wissenschaftlicher Fachkenntnis ein klares, fesselndes Bild von dem großen inneren Zusammenhang des ganzen Weltgebäudes entworfen wird. Wir werden Gelegenheit haben, besonders noch auf dies höchst verdienstvolle Werk des berühmten Astronomen zu verweisen, das, sans phrase, eines derjenigen Bücher ist, die in keiner Schul- oder Volks-, oder Hausbibliothek fehlen sollten.

## Allerlei Kurzweil.

### Umwandlungsrätsel.

Halm, Prag, Anis, Karl, Weil, Rur, Kind, Jahr, Foh, Blei, Aloe. Die vorkommenden vierteligen Wörter sind so umzuwandeln, daß, wenn ihnen der Anfangsbuchstabe genommen und der Endbuchstabe geändert wird, wodurch neue, dreifellige Wörter entstehen, deren letzte Lettern, in gleicher Reihenfolge, ein liebliches Fest ergeben. — Beispiel: Jura — Uri.

### Ergänzungsrätsel.

— kann die Ehre dieser — — deinem Innersten — —  
— keine Ehre — — — achten Stolz — — —  
— dich in Wahrheit hebt und — — dann die Welt dir Beifall — —  
— in dir selber — — — all dir wenig — — —

— Rührt'ge Lob, des Tages — —  
— du dem Götten — — —  
— aber sei dein — — —  
— dir bestehen — — —

Die Striche bedeuten Silben, beziehungsweise Worte, deren Endsilben sich, abwechselnd, reimen.

### Rösselsprung-Königszug.

| rü-   |      |       |       |      |          |        |      |  | wind |
|-------|------|-------|-------|------|----------|--------|------|--|------|
| lich  | sich | set   | fram  | ben- | en       | schne  | im   |  |      |
| fröh- | und  | fe-   | zum   | der  | schmilzt | le-    | lau- |  |      |
| den   | aus  | ter-  | schon | ste  | big      | ström' | in   |  |      |
| hin-  | win- | will  | es    | ste  | ne-      | wird's | und  |  |      |
| der   | fro- | legt  | man   | den  | bä-      | vo-    | zum  |  |      |
| das   | lenj | he    | von   | den  | der      | nun    | gel  |  |      |
| zun-  | mit  | spre- | uns   | ner  | sei-     | der    | rei- |  |      |
| gen   | zu   | der   | sind  | wan- | je       | lan-   | gen  |  |      |
| han-  |      |       |       |      |          |        |      |  | tam  |

### Buchstabenrätsel.

1, 2, 1, 2, ich weiß noch jähren Pant,  
2, 3 und 4, es hat gar frühen Klang,  
2, 3, 4, 5, dem Bergmann ist's vertraut,  
3, 4, 5, 6, so tönet kein Gefang;  
4, 6, 5, 7, flieht im fernen Süd,  
8, 7, 6, 4, sich um Frauen schmiegt,  
6, 7, 8, 9, labet den, der müd'.  
Und 1—9, an 1—9e liegt.

### Zusammenstellrätsel.

a, ber, bo, der, e, ei, eu, für, geth, hej, land, li, len, lu, ma, mo, me, ment, ne, ne, ne, rha, ra, rhein, se, sen, send, fi, fi, so, tau, uh. Vorkommende Silben sind zu elf Wörtern zusammenzustellen, die folgende Bedeutungen ergeben: 1. Wer ist so reich wie ich? 2. Bei Schiller findest du mich. 3. Wärfst du so weit wie er? 4. Bin armen Manns Begehr. 5. Ich bin ein heil'ger Ort. 6. Zum Meere flieh' ich fort. 7. Such mich im Sagenkranz. 8. Bewohner fernen Lands. 9. Poet, des Deutschland froh. 10. Manch Mädchen ruft man so. 11. Provinz im Deutschen Reich — wie heißen wir nun gleich?

Und habt ihr uns gefunden, Die Silben recht verbunden, Laßt zu den Anfangslettern Die Endbuchstaben klettern, Und lest mit Andacht, stiller, 'nem Liedbeginn von Schiller.

### Worträtsel.

Mit b bin ich daheim in Werkmanns Haus,  
Statt b ein t, da bleibt der Werkmann drauß;  
Nachst du dem Wort ein n statt h zur Pflicht,  
Steht es dem Werkmann auch nicht zu Gesicht,  
Und giebt dem Wort ein z statt h zum Herrn —  
Der schlichte Werkmann hält sich wieder fern.

### Auflösungen der Rätsel Seite 415.

Des Buchstabenornaments: Drei Dinge bedarf der Mensch in den Stürmen des Lebens: Mut im Unglück, Demut im Glück und Geduld zu allen Zeiten.

Des Ergänzungsrätsels: Krenn — Krenser. trög — Tröger. Schach — Schacher. Herd — Herder. Bärge — Bärger. Jelt — Jelter. gemein — Gemeiner. frei — Freier.

Des Worträtsels: Geschirr.

Des Rösselsprung-Königszugs:

Die Liebe fragt nicht nach der Bäter Stand,  
Gleich ist der Mensch in ihrem Heimatland;  
Sie sucht nur Herzen, die sich ganz verziehen,  
Und ruft sie auf aus ihren Jugendträumen,  
Des Lebens frühen Tag nicht zu veräumen,  
Giebt ihnen Kraft, die Arbeit zu vollbringen,  
Und rühet sie, das Höchste zu erringen. (Douwald.)

Des Artikelrätsels: Der Bauer, das Bauer.

Des Umstellrätsels: Traum. Kungel. Gdam. Uah. Urban. Natur. Streit. Elba. Nisse. Garm. Reis. Pier. Wina. Apis. Gelm. Nuld. Urach. Rote. Sieger. Eber. Nüfel. Wange. Oran. Roth. Tapor. Dorn. Ernst. Uhr. Talar. Stab. Eblor. Herder. Wane. Norma. Salbe. Gebin. Robe. Leim. Anfel. Gifel. Diener. Gant. Cyal. Tinte. Thron. Ungarn. Ratter. Seil. Gisel. Reim. Galm. Oper. Niede. Tula.

Treu unser Herz, wahr unser Wort, deutsch unser Lied, Gott unser Hort. (P. Kofegger.)

### Auflösungen der Rätsel Seite 439.

Des Silbenrätsels: Quersart.

Des Ausfallrätsels: Wismar—Rarburg, Jller—Verche, Lindau—Dauer, Halle—Levit, Gdam—Dampfer, Luppe—Peru, Walo—Korund.

Des Liederanfangsrätsels: „Am Brunnen vor dem Thore.“ — „Ach, wenn du wärfst mein eigen!“ — „Nachts um die zwölfte Stunde.“

Des Wörterumwandlungsrätsels: Nben — Nota — Dorn — Reis — Gule — Glen.

## Geburtsstagsständchen-Rätsel — zum 1. April.



## Was giebt es Neues?

### Aus hohen Kreisen.

Kaiserin Eugenie ist seit längerer Zeit schon leidend. Sie hat heftige rheumatische Schmerzen auszuweichen, die jetzt so stark aufgetreten sind, daß die Kaiserin die bisher alljährlich unternommene Reise nach England zum Besuche der Königin Viktoria aufgeben mußte. Die letztere, die in Begleitung der Prinzessin Beatrice sich Anfang März wieder auf acht Wochen nach Genua an der Riviera begibt, wird der Kaiserin in Mentone einen Besuch abstatten, um so ein Wiedersehen mit der Kaiserin zu ermöglichen.

Großherzog Ferdinand von Toskana hat vor kurzem die Sumpfe bei Orbetello, wo er das Gut Albanese besitzt, auf seine Kosten austrocknen lassen, wodurch er dem italienischen Staate ein Areal von zwei Millionen Lire erspart. Wie nun Florentiner Blätter melden, gedenkt der Großherzog noch andere Arbeiten und Bauten in Albanese ausführen zu lassen, um so ein paar tausend Menschen Arbeit zu verschaffen.

### Länder- und Völkerkunde.

Ritter der gelben Halsbinde. Die Heilung der Trunksucht wird im kanadischen Staate Manitoba auf sehr originelle Weise versucht und oft erreicht. Die dortige Polizei hat nämlich die trübende Erfahrung gemacht, daß Gefängnisstrafen auf wirklich passionierte Trinker so gut wie keinen Eindruck machen. Kaum wurden die Leute in Freiheit gesetzt, so war ihr erster Gang in die Kneipe, wo sie sich dem längeren oder kürzeren Zeit entbehrten Genuß einiger stärkenden Schnapslein wieder mit unverminderter Leidenschaft hingaben. Dies ist nun aber ganz anders geworden, seitdem man die Kergernisse erregenden Jechbrüder nicht mehr bei Wasser und Brot einsperrt, sondern ganz einfach mit einem breiten, goldglänzenden Messinghalsbinde schmückt. Das Halsband muß so lange getragen werden, wie es die hochlobliche Gerichtsbarkeit für gut befindet. Einem so gekennzeichneten Manne darf bei großer Strafe kein Tropfen Alkohol verabfolgt werden. Der Betreffende hat außerdem für Spott und Hänseleien nicht zu sorgen, und gewöhnlich ist er nach einigen Tagen schon so mürbe, daß er jedes Versprechen geben und auch halten würde, wenn er sich dadurch nur von dem lästigen Halsband befreien könnte. Zuletzt läßt er sich überhaupt nicht mehr blicken, und wenn endlich der Zeitpunkt gekommen ist, wo ihm der unbenutzte Messingring abgenommen wird, dann ist er in den meisten Fällen der solideste Mensch geworden. Die Furcht vor der gelben Halsbinde ist so groß, daß der einmal damit bestrafte höchst selten wieder einen Tropfen über den Durst trinkt.

### Verkehr. Industrie.

Der „Deutsche Reichs- und Staatsanzeiger“ veröffentlicht folgende Bekanntmachung: Vom 15. März ab werden offene gedruckte Karten, auf denen die ursprüngliche Bezeichnung „Postkarte“ beseitigt oder durch den Vermerk „Drucksache“ ersetzt ist, allgemein zur Beförderung gegen Druckachsentage zugelassen.

Ueber das „Kneipende Berlin“ gehen die „Morg.-Ztg.“ folgende nicht uninteressante Zahlen zu: Schnapskonsumenten gibt es 581 (gegen 555 im Jahre 1896); Weinskonsumenten 276 (1896: 274); Bierkonsumenten für die besseren Stände 947, für die niederen Stände 6893, zusammen 7840 (1896: 7557), davon nicht zum Schnapskonsum berechtigt: 1731 (1896: 1591); Ausschank von Bier, Thee, Schokolade 897 (1896: 827). Am erfreulichsten ist das Ergebnis, daß, wie ersichtlich, die puren Schnapsläden sich um 24 gegen das Vorjahr verringert haben.

### Erfindungen.

Erleuchtete Polizei. Die polizeilichen Autoritäten von London zerbrechen sich schon seit einiger Zeit die Köpfe, was denn gethan werden könnte, um die durch den dichten Londoner Nebel arg gefährdete körperliche Sicherheit der Passanten zu schützen. Dieser Nebel bildet eine gelbliche, undurchsichtige Masse, welche es unmöglich macht, einen Schritt vor sich hin zu setzen, und in der die gleichfalls gelblichen Gasflammen fast ganz verschwinden. Die Policemen an den Straßeneinkreuzungen sind in diesem Nebel selbst großen Gefahren ausgesetzt, da die Lenker der Fuhrwerke sie nicht sehen können und daher häufig überfahren. Noch schlimmer ergeht es jedoch den Passanten, die es kaum wagen dürfen, in dem Nebel über die Straße zu gehen. Nun ist der Polizei buchstäblich die Erleuchtung gekommen. Es wurde beschlossen, die Helme der Policemen an der Spitze mit kleinen elektrischen Lampen zu versehen, die mit Taschenbatterien in Verbindung sind. Um aber diese Laternen noch besser sichtbar zu machen, soll das Glas rot sein, da rotes Licht den Nebel besser durchdringt als weißes. Mit solchen Lampen versehen, werden die Londoner Polizeileute nicht nur selbst gegen Unfälle durch Überfahrenwerden besser geschützt sein, sondern auch für die Sicherheit der Passanten sorgen können, indem sie sie an den Straßenübergängen in Obhut nehmen.

### Heilwissenschaft.

Ueber die Bedeutung der Behandlung Lungenkranker in Heilstätten enthält ein Erlaß, welchen der preussische Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten unterm 22. Dezember v. J. an die Oberpräsidenten gerichtet hat, nachstehende wertvolle Bemerkungen: „Die aus den in neuester Zeit in größerer Zahl gegründeten Volksheilstätten entlassenen Tuberkulösen wirken aufklärend über die Verhütung der Tuberkulose in den Kreisen ihrer Angehörigen. Auch aus diesem Grunde kann die Errichtung von Volksheilstätten, welche für ärmere Kranke eine äußerst segensreiche Einrichtung sind, nur zur Förderung empfohlen werden. Immer wieder muß die Bevölkerung darauf hingewiesen werden, daß die Tuberkulose auf die nächste Umgebung durch Verührung sehr häufig übertragen wird, daß aber die Ansteckung durch Innehaltung der angeordneten Maßregeln mindestens sehr eingeschränkt werden kann. Dieses Ziel, heißt es weiter, „ist auch durch Einführung der Anzeigepflicht, wenigstens der Todesfälle, und Desinfektion der von Schwindsüchtigen bewohnten Räume und benutzten Gebrauchsgegenstände nach deren Tode oder nach dem Verlassen einer Wohnung anzustreben. Insbesondere sind Wand und Fußboden in der Nähe der Lagerstelle zu desinfizieren. Durch die Presse, durch Vereine und durch

die Ärzte ist die Bevölkerung bei geeigneter Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, daß die Thätigkeit reichlich ausstehender Brustkranker als Verkäufer oder Verkäuferinnen von Nahrungs- und Genußmitteln nicht ohne Gefahr für die Käufer sei.“

### Verfügungen.

Gegen unzulässigen Wettbewerb in der Ausübung der Heilkunde hat das Berliner Polizeipräsidium eine von der „Zeitschr. f. Medizinalb.“ mitgeteilte Verfügung erlassen. In dieser wird unter anderem folgendes bestimmt: Den im Auslande als Arzt approbierten Personen ist die Führung des Titels „Arzt“, „praktischer Arzt“, „praktische Ärztin“ im Geschäftsbetrieb nur dann erlaubt, wenn der Titel mit einem seinen Ursprung bezeichnenden Zusatz versehen ist, der für das Publikum aller Stände den Irrtum völlig ausschließt, als sei die Approbation als Arzt in Deutschland erworben. Der Gewerbetreibende hat außerdem noch nachzuweisen, daß Approbation oder Promotion im Auslande gesetzmäßig erfolgt ist. Personen, die, ohne approbiert zu sein, sich zur gewerbsmäßigen Ausübung der Heilkunde öffentlich erboten, ist die Führung des Titels „Arzt“, „Wundarzt“, „Augenarzt“, „Geburtshelfer“, „Zahnarzt“, „Tierarzt“ oder ähnlicher Titel untersagt. Als unzulässig werden hier betrachtet zum Beispiel: „praktischer Naturheilkundiger, Naturarzt, Spezialist, Spezialfrauenpraktiker, praktischer Vertreter der Naturheilkunde, Mitglied des deutschen Naturärzte-Bundes, Homöopath, Hydropath, Magnetopath, Elektrohomöopath, Direktor, Dir.“ Dagegen kann gegen diese und ähnliche Titel nicht eingeschritten werden, wenn sie mit Zusätzen versehen sind, aus denen unzweideutig für jedermann erkennbar ist, daß der Inhaber nicht approbiert ist. In Droguenhandlungen ist die Führung der Bezeichnung „Apotheker“, „Apothek“, „Cand. pharm.“ und dergleichen, durch die der Glaube erweckt werden kann, die Droguerie sei eine Apotheke, auch dann nicht zu dulden, wenn der Inhaber im Besitze einer Approbation als Apotheker oder entsprechender anderer Ausweise ist.

### Gerihtsfall.

Der Lehrling als Rindermädchen. Eine das gesamte Lehrlingswesen berührende und sowohl für Vormünder wie Eltern und auch Arbeitgeber sehr interessante Frage wurde neulich vor dem Berliner Gewerbegericht verhandelt. Es handelte sich darum, ob ein Lehrling gezwungen werden kann, für seine Lehrmeisterin die Beschäftigung eines Rindermädchens zu übernehmen. Den Anlaß zur Erörterung dieser brennenden Angelegenheit gab eine Klage zur Aufhebung des Lehrvertrags und Herausbezahlung des Spargeldes in der Höhe von 144,78 Mark, welche der Zigarrenhändler B. als Vater seines siebenjährigen Sohnes gegen dessen Lehrherrn, einen Buchdruckereibesitzer, angestrengt hatte. Der Junge war vor drei Jahren in das Geschäft des Vellagten eingetreten, und es war eine vierjährige Lehrzeit verabredet worden, während welcher er im ersten Jahre wöchentlich 4, im zweiten 6, im dritten 9 und im vierten 15 Mark als Entschädigung erhalten sollte. Der Lehrling hatte bereits drei Jahre als „Stift“ hinter sich, als er krank wurde, und der Arzt ihm eine längere Erholung auf dem Lande als unentbehrlich für die Wiederherstellung seiner Gesundheit empfahl. Die besorgten Eltern brachten ihren Sohn zu einem Onkel nach Wollin, der dort ebenfalls eine Buchdruckerei besitzt. Im Verlaufe der Erholungszeit wollte der Onkel selbstverständlich leben, was für Fortschritte sein Neffe in Gutenbergs Schwarzkunst sich während der drei Jahre seiner Lehrzeit angeeignet, und da stellte es sich heraus, daß der junge Mann kaum den Winkelfahren stellen konnte und sich nur recht notdürftig am Sechsfachen zurechtzufinden vermochte. Auf das erstaunte Befragen, was er denn während der langen Frist getrieben hätte, gab der Neffe zur Antwort, daß er im ersten Jahre fast nur mit Rindermäulen, im zweiten mit Botengängen und im dritten erst mit der edeln Sechsfach beschäftigt wurde, wobei er freilich noch nicht viel profitiert hätte. Der Onkel reiste sofort mit dem Jungen nach der Heimat zurück, um den Vater von den „Kenntnissen“ seines Sohnes zu unterrichten, und die Unterredung mit dem Lehrherrn ergab das Resultat, daß Herr B. seinen Sohn aus der Lehre nahm und den Lehrherrn auf Zurückzahlung der Spargelder verklagte. Im Streitsverfahren erklärte der Beklagte, daß er für die mangelhafte Ausbildung des ihm anvertrauten Lehrlings absolut nicht verantwortlich gemacht werden könne. Er habe den jungen Mann seinem Faktor anvertraut, da er zu viel im Comptoir zu thun hätte und auch viel auf Reisen war. Wenn ihm dieser zu einer andern Beschäftigung als zu der Lehrtätigkeit verwendet hätte, könne er nichts dafür; übrigens glaube er aber, den Lehrling, der sehr talentvoll sei, im letzten Lehrjahre so weit zu bringen, daß er vor jedem Prinzipal in Ehren bestehen könne. Deshalb bitte er, die Klage abzuweisen. Der Gerichtshof konnte dieser Versicherung keinen Glauben schenken und verurteilte den Beklagten im Sinne des Klage-Antrages. In dem Erkenntnis führte der Vorsitzende aus, daß einem Lehrmeister einzig und allein die Verantwortung für die Fortschritte, das sittliche und körperliche Wohl des ihm übergebenen Lehrlings übertragen werden müsse. Dieser Verpflichtung sei der Beklagte nicht nachgekommen. Vielmehr habe er den Lehrling zu allerhand privaten Obliegenheiten benützt. Mit dem Brauch der Ausnutzung der Lehrlinge durch die Meister müsse überhaupt gebrochen werden, schon im Interesse der Lehrlinge selbst, die unter solchen Umständen als „halbfertige“ Gehilfen in die Welt treten, dort sich und andern zur Last fallen und schließlich aus leicht ersichtlichen Gründen verbummeln. Aus diesen Gründen rechtfertigte sich das Urteil, daß der Beklagte verpflichtet ist, den Lehrvertrag zu lösen und den Lehrling die Spargelder in der Höhe von 144 Mark 78 Pf. binnen dreier Tage kostenfrei zuzustellen.

### Warnungstafel.

Folgende Warnung veröffentlicht der „Reichsanzeiger“: „In Brüssel hat sich vor einiger Zeit ein Sohn des Inhabers der Antwerpener Firma „Siehl Wjn.“ oder „W. H. Siehl, Sohn von W. H. Siehl“, vor der auf Veranlassung der niederländischen Polizeibehörden öffentlich gewarnt worden ist, unter der Firma

„Guillaume Siehl fils“ niedergelassen. Er bereist Deutschland, um Einkäufe auf Kredit zu machen. Auch schriftlich von Brüssel aus macht er in Deutschland Bestellungen. Verschiedene deutsche Häuser geben an, von ihm geschädigt worden zu sein. Es wird behauptet, daß er die für ihn eintreffenden Waren sofort veräußern läßt. Er soll mittellos sein, so daß Zahlung auch im Klageweg nicht von ihm zu erlangen ist. Neuerdings scheint er nach London überfledeln zu wollen. Der deutschen Geschäftswelt muß dringend zur Vorsicht geraten werden.“

### Anfälle und Verbrechen.

Durch den Fernsprekdraht getötet. Vor kurzem riß in Klein-Basel ein Fernsprekdraht und fiel über die elektrische Straßenbahnleitung weg zu Boden; ein vorübergehender Mann wurde getroffen und augenblicklich getötet. Der Draht schlang sich dem Unglücklichen, einem Arbeiter der chemischen Fabrik, um den Hals. Der Mann wurde sofort zu Boden geworfen und war auf der Stelle tot; ein Bahnangestellter, der ihm zu Hilfe eilen wollte, wurde zur Seite geschleudert. Schließlich gelang es mit Anwendung größter Vorsicht, den Körper des Toten von den Schienen wegzunehmen. Hals und Kopf waren durch furchtbare Brandwunden entstellt.

Deutsche Auswanderer lassen sich in Antwerpen noch immer von Bauernfängern rupfen. In den letzten Tagen machten nicht weniger als vier Geprüllte bei der Polizei Anzeige. Dem einen waren 1140, dem zweiten 400, dem dritten 350 und dem vierten 70 Mark von Landbäuren beim Kartenpiel abgezwunden worden. Gewöhnlich bieten sich die Bauernfänger den auf die Abfahrt der Dampfer wartenden Fremden in „uneigennützigster Weise“ als Führer durch die Stadt an, wobei dann bestimmte Wirtschaften besucht werden, in denen die nötigen Vorbereitungen zu einem erfolgreichen Spielchen getroffen sind.

### Litteratur.

Die deutsche Presse im Jahre 1897. In der neuesten Nummer der „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker“ ist eine Abhandlung über die deutsche Presse enthalten, die in mehrfacher Hinsicht Interesse erregt. Abgelesen von den Fachzeitschriften erschienen im Jahre 1897 im Deutschen Reich 3477 politische beziehungsweise Informationsblätter, verteilt auf 1752 Erscheinungsorte. Im ganzen genommen trifft im Deutschen Reich auf je 12 092 Einwohner oder auf 157 Quadratkilometer eine Zeitung. In Oesterreich trifft eine Zeitung erst auf 72 290 Einwohner oder 1167 Quadratkilometer, in der Schweiz schon eine auf 7581 Einwohner oder 107 Quadratkilometer. Man kann aus diesen Ziffern die Einwirkungen der Pressegeetze deutlich erkennen. Während die Schweiz, deren Presse unter den zum Vergleich herangezogenen Ländern sich der größten Freiheit erfreut, auch den größten Konsum an Lesestoff aufweist, bleibt Oesterreich infolge seines Pressegesetzes und seines Zeitungsstempels weit zurück. Das Deutsche Reich zählt neun Zeitungen, die öfter als täglich zweimal erscheinen; Oesterreich hat kein derartiges Blatt aufzuweisen, die Schweiz besitzt eines. An wöchentlich 12–13mal erscheinenden Zeitungen besitzt Deutschland 79, 6–7mal wöchentlich erscheinen 1185, 2–5mal 1745 Blätter. Der Insertionspreisen in diesem Blätterwalde variiert zwischen 5 Pfennig und 3 Mark; in Bezug auf die politische Richtung bezeichnet sich reichlich die Hälfte der Zeitungen als „parteilos“. Außerdem erscheinen im Deutschen Reich noch 3056 Fachzeitschriften, die sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens und Strebens verteilen.

### Denkmäler.

Bewohner von Molmerswenda, dem im Harz gelegenen Geburtsort des Dichters Gottfried August Bürger, haben schon seit Jahren an der Verwirklichung des Planes gearbeitet, ihrem berühmten Landsmann ein bescheidenes Denkmal zu setzen. Aber ohne Verbindungen mit der literarischen Welt, nur auf eigene Kraft angewiesen, haben sie sich bisher der Erfüllung ihres berechtigten Wunsches nicht erfreuen können. Nun hat die Litterarische Gesellschaft der Stadt Sangerhausen die Aufgabe ihrer Molmerswender Nachbarn übernommen, weitere Kreise für die Sache zu interessieren, und hat auch bereits die ministerielle Genehmigung erwirkt, Aufrufe zur Einwendung von Beiträgen zu erlassen und solche entgegenzunehmen. Gerade jetzt, da 150 Jahre seit der Geburt Bürgers verfloßen sind, scheint der Zeitpunkt gekommen, um ein Scherlein bitten zu dürfen für den Poeten, dem wir „Lenore“ und „Das Lied vom braven Mann“ verdanken. Bürger verdient es wohl, daß seine Geburtsstätte nicht ganz ohne ein äußeres Zeichen des Dankes und der Erinnerung bleibe, und die wackeren Bewohner des kleinen Harzortes, die ihrer Heimat reichbegabten Sohn ehren wollen, dürfen gewiß darauf rechnen, daß ihnen die Unterstützung der Verusen nicht fehle. — Beiträge sind zu adressieren an Herr Bankdirektor U. Schmidt, Georgenpromenade, Sangerhausen.

### Sport.

Können und sollen Amputierte Rad fahren? Vor kurzer Zeit wurde in einer ärztlichen Zeitschrift als eines Kuriosums eines Mannes gedacht, der, obwohl ihm in der Kindheit ein Bein amputiert worden war, ein tüchtiger Radfahrer geworden ist. Dieser Fall wird des Absonderlichen entkleidet durch einen kleinen Aufsatz Dr. Brunnens in Zürich in der „Münd. Med. Woch.“, der nicht nur die Möglichkeit des Radfahrens Amputierter zugiebt, sondern das Zweirad für Leute, denen ein Bein im Ober- oder Unterschenkel amputiert worden ist, geradezu empfiehlt. Die Konstruktion des künstlichen Beines ist dabei von geringer Bedeutung. Es muß nur im Knie- und Fußgelenk die nötige Beweglichkeit haben, um ausgiebig gebeugt werden und den Bewegungen des Pedals folgen zu können.

### Ehrenmeldung.

Der Inhaber der weltberühmten Mannheimer Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, Fabrikant Heinrich Lanz, stiftete neulich, anlässlich seines sechzigsten Geburtstages, eine Million Mark, deren Zinsen bedürftigen Arbeitern zu gute kommen sollen.